Breier, E.

Görgey vor Ofen.

Historisch-Romantische Erzählung.

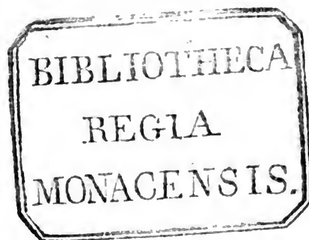
von

Eduard Breier.

Zweite Auflage.

Wien, 1851.

J. Stöckhölzer von Hirschfelds Verlagshandlung.



Druck v. J. Stöckholzer v. Hirschfeld.

Erstes Kapitel.

Was ist das für ein Jubel in der Ungarnhauptstadt?

Was soll dieses fröhliche Lärmen und Wogen? Warum erschallet Sang und Klang?

Was drängt sich das Volk durch die Straßen?

Was ist geschehen? Was ist los?

Hat der Himmel irgend ein Wunder gethan zum Heil des ganzen Landes? Hat die Glücksgöttin ihr Füllhorn ausgeschüttet über die beiden Schwesterstädte? Hat sich ein neues Kalifornien aufgethan in dem Vaterlande der Arpader? Oder ist vielleicht gar in dem seit Monden kriegzerfleischten Lande der Friede eingekehrt?

Hat der Kampf endlich ein Ende, jener Bruderkampf, der, von Nationalitäten heraufbeschworen, einen immer weiteren Abgrund öffnete zwischen Stämmen, die sich Jahrhunderte lang brüderlich umfaßt hielten? ...

Nichts, nichts von dem Allen!

Nicht himmlische Wunder, nicht Gold, nicht Frieden machen in diesem Augenblicke die Bewohner Pesth's aufjauchzen; keinem Wunder gilt die Begeisterung, nicht dem Reichthum frohlockt man entgegen, nicht der Friede wird mit Jubel empfangen!

Nein! — Es sind die ersten ungarischen Husaren, welche in Pesth wieder ihren Einzug halten.

Die österreichische Armee im vollen Rückzuge, die Ungarn Herren der Donau von Komorn bis nach Waitzen! Welch ein Wechsel der Dinge! ...

Seit der Riesenschlacht bei Kapolna waren kaum zwei Monate verflossen; was seit jenen Tagen geschah, umhüllen die Nebel der Theiß; fragt jene oben, sie werden

euch Auskunft ertheilen, wir unten vermögen es nicht. Wir wissen nur die Thatsache, daß das Ungarheer, von Pesth angefangen über Waitzen und Komorn längs der Waag bis nach Neutra hinauf sich dehnte, wir wissen, daß die Insurgenten, wollten sie Pesth keinem Bombardement aussetzen, so lange auf dem Rakocz weilen mußten, bis Pesth und Ofen von den österreichischen Truppen ordnungsmäßig geräumt und die Kranken und Verwundeten der Armee sicher gestellt waren.

Es war am 24. April.

Die Husaren auf dem Rakocz vermochten ihre Ungeduld nicht mehr zu zügeln. Eine Abtheilung ritt in die Stadt und nahm Besitz von der Hauptstadt des Landes.

Welch ein Einzug! Welch ein Jubel!

Die Straßen wimmeln von Neugierigen; jung und alt, Frau und Mann, reich und arm, Alles ist auf den Beinen. Die Häuser sind festlich geputzt, Guirlanden umschlingen die Gipfel der Häuser, Thore und

Thüren; Teppiche hangen aus den Fenstern. Wohin das Auge fällt, erblickt es die Trikolore, welche lustig und luftig von Dächern, Fenstern, Balkonen und Thürmen herabweht.

Ha, welch ein Drängen! Ist doch die Straße so breit und dennoch vermag sie den riesigen Strom nicht zu fassen, der, jeder Tropfen ein Mensch, zwischen den Häusern eingedämmt, einherwogt.

Hurrah, Jauchzen und Eljén! welch ein ohrzerreißender Jubel; kaum vernimmt man in den kurzen Pausen die Töne der Musik, die aus dem Gewühl hervordringen. Es sind die begeisternden Weisen des Rakoczy- und Hunyady-Marsches, und zu diesem der Dritte im Bunde: der magyarischberühmte Kossuth-Marsch.

Die Husaren mit den frischgewichsten Schnurbärten, mit den verwitterten Gesichtern sitzen fest und sicher auf den kleinen Ungarrossen, und lassen die feurigen Augen rollen über die Köpfe der begeisterten Menge, lächeln wohlgefällig, und nicken freundlich

mit dem Kopfe, als ob sie sagen wollten: Nun, Landsleute! nun sind wir wieder da. Seid ihr zufrieden mit uns, hat sich die allbekannte Tapferkeit der Magyaren bewährt oder nicht? — Diese stummen Fragen wurden durch den lauten Jubel beantwortet: „Éljen a Magyar! Éljen a Kossuth! Éljen a Huszar!“

Und die muthigen Reiter schwangen ihre Säbel in der Luft, und die Rößlein tanzten stolz einher, schüttelten die Köpfe, warfen stolz die Beine, zogen straff die Zügel, als wollten sie die Herren erinnern, ihrer nicht zu vergessen. Einer der Husaren, der hierauf achtete, der so wie jeder andere seiner Kameraden die Bewegungen seines Pferdes verstand, streichelte dem klugen Thiere den schlanken Hals und murmelte: Nur ruhig, mein Kedwes, ich werde es nicht vergessen! Aber nicht nur die Straßen, sondern auch die Fenster jener Häuser, an welchen der Zug vorüberging, strotzten von Zuschauern. Hier war es besonders die Frauenwelt, de-

ren feurige Augen den kühnen Streitern begeistert entgegenstrahlten. Nationalbänder flatterten auf die Straßen, weiße Tücher wehten in den Lüften, Blumen und Kränze fielen den Reitern in den Schooß und die Eljéns von den zarten Lippen klangen nicht minder laut als jene aus den rauhen Kehlen.

Und je mehr der Zug sich dem Inneren der Stadt näherte, desto höher stieg die Begeisterung, desto riesiger wuchs der Jubel an. Man drängte sich an die Reiter, zog sie von den Pferden, um sie an's Herz zu drücken und zu küssen. Herrliche junge Damen weinten am Halse gemeiner Hußaren Thränen der Freude; Menschen, die sich nie gekannt, lagen sich wonnetrunken in den Armen; so wie das Unglück, so verbrüdert euch das Entzücken. Vergessen waren die Drangsale des Krieges; vergessen die überstandenen bangen Tage; man lebte nur dem Augenblicke und dachte der nächsten Zukunft nicht.

Mitten in diesem Uebersprudeln der Begeisterung hätte der aufmerksame Beobachter

hie und da auch besorgte Gesichter gewahren können, die an der Freude keinen Theil nahmen, deren ernste Züge eher Kummer und Betrübniß verriethen. Mehr beobachtend als theilnehmend blieben diese Gegner der wieder an's Ruder gekommenen Parthei furchtsam im Hintergrunde, wagten es nur verstohlen zu seufzen und leise den Kopf zu schütteln.

Seht dorthin; welch' ein Anblick! Wie bezaubernd wirkt er auf die Vorübergehenden.

Ein stockhohes Haus. Oben in der ersten Etage sind die Fenster geöffnet; Frauen, Kinder und Mädchen neigen sich heraus, winken mit den Tüchern und jubeln. Nur an dem einen Fenster stehen zwei Jungfrauen. Ihre Lippen regen sich nicht zum Jubel. Ihre Augen überfliegen die Volksmenge; die Eine lächelt und erwiedert freundlich die ihr gewordenen Grüße, die andere aber blieb ernst und stumm.

Welch herrliche Gestalten!

Beide schlank, üppig gebaut, fast von

derselben Größe. Die Eine brünnet, die andere weiß, die Haare der Einen schwarz, jene der andern blond.

Fassen wir die Erste in's Auge. Ein rundes Gesicht, die Wangen voll, die Augen schwarz wie die Nacht und feurig wie die Sonne. Zwischen den Lippen schauen zwei Reihen der herrlichsten Zähne hervor, und wenn der Mund lächelt, senken sich zwei Grübchen in die Wangen. Wenn schon die Gesichtsbildung dieser Dame die Ungarin erkennen ließ, so bestätigten ihre Gewänder dies nur noch mehr. Ihr Kleid von schwarzer Seide war unten nur zum Theile sichtbar, denn die größere Hälfte des Körpers bedeckte eine Kasaweika von grünem Stoffe mit weißrothen Schnüren. Eine künstliche Rose, die Nationalfarben spiegelnd, schimmerte seitwärts zwischen dem Gewinde des in zwei breite Flechten geschlungenen Rabenhaares.

Die Gestalt der Gefährtin fesselte jedoch durch andere Eigenschaften. Ein zar=

tes, etwas längliches Gesicht, dessen Wangen, von einem matten Roth überhaucht, frischen Rosenblättern glichen. Die Augen waren blau, der Blick innig und warm. Die blonden Haare schlängelten sich in kurzen Ringellocken über Nacken und Schulter, während ein schmaler silbener Reif das weiche Haar an den Kopf gefesselt hielt. Die Kleidung der Jungfrau war jener ihrer Gefährtin der Form nach gleich, aber in Farbe und Aufputz unterschieden sie sich. Bei Jener war das Unterkleid braun und die Kasaweika von schwarzem Sammt mit gleichfarbigen Schnüren aufgeputzt. Beide Jungfrauen trugen wenig Schmuckwerk, obwohl sie vornehmeren Ständen angehören mochten. — Wer die Blonde ansah, erkannte augenblicklich, daß sie nicht dem Stamme der Magyaren entsprossen war. Ihre Züge, ihre Gesichtsformen verriethen den germanischen Ursprung. Sie war das einzige Kind eines sächsischen Kaufherrn, Siebenbürgen ihr Vaterland, Hermannstadt ihr Geburtsort.

Wir haben erwähnt, daß die beiden Jungfrauen die Aufmerksamkeit vieler Vorübergehenden auf sich zogen. Die Blonde, seitdem sie dieß bemerkt, war unruhig geworden; sie senkte anfangs das schöne Auge, als jedoch der neugierigen Blicke immer mehr wurden, faßte sie die Hand ihrer Freundin, und zog sie vom offenen Fenster hinweg in das Gemach.

„Komm, liebe Thekla!“ bat sie. „Ich bin besorgt. Sollte mich vielleicht Jemand erkannt haben?“

„Welche kindische Furcht! Wer wird in diesem Augenblicke in Pesth eine Sächsin suchen? Um aber nicht aufzufallen, hätte es nur einer Schleife oder eines Bandes mit den Nationalfarben bedurft.“

„Nie, nie,“ entgegnete die Blonde heftig, „ich habe mich noch nie mit der Trikolore geschmückt und werde es auch jetzt nicht. Flüchtete ich etwa deßhalb aus Hermannstadt, als Bem in der unglücklichen Stadt siegend einzog, um hier mit den Farben

der Insurgenten mich zu schmücken, während mein Herz über ihre Siege blutet, während vor meinem Geiste die eingeäscherten Städte meines unglücklichen Vaterlandes vorüberziehen, und Tausende von Leichen, die im Kampfe auf ihren Trümmern fielen, vor meinem Auge sich erheben? Ich trage lieber keine Farben, wenn ich nicht jene tragen kann, zu denen ich mich bekenne."

„Aber, liebe Pauline," rief Thekla munter, „Du wirst doch in diesem Augenblicke in Pesth nicht eine schwarzgelbe Kokarde aufstecken wollen?"

„Du spottest, als ob Siebenbürgen nicht seine Landesfarben hätte; aber bei euch ist es leider schon so weit gekommen, daß ihr außer der Trikolore keine Farben duldet."

„Das ist nicht wahr, liebe Pauline," entgegnete die Ungarin, „denn du wirst selbst in der magyarischen Armee die deutschen und polnischen Farben finden. Uebrigens scheinst du zu vergessen, daß ich wohl

eine Magyarin bin, daß ich an meiner Nation mit allen Fasern meines Lebens hange, daß ich aber dennoch nicht zu jener Partei gehöre, an deren Spitze Kossuth steht. Wenn auch Verwandte von mir in den Reihen der ungarischen Armee kämpfen, ist es mir doch möglich, eine Gegnerin Kossuths zu sein. Die Familie der Perczel ist groß, es wird Niemanden wundern, wenn zwei Glieder derselben in ihren politischen Ansichten sich gegenüberstehen. Man kann Magyar mit Leib und Seele und dennoch mit den Planen Kossuths nicht einverstanden sein. Meine Verwandten im Heere glauben an Kossuth wie an ihren Gott; ich aber sehe in ihm einen Menschen, dessen Vorzüge eben so groß, wie seine Fehler sind. Wir beide waren vorhin Zeugen des Jubels beim Einzuge der Husaren. Die Gefühle, welche ich dabei empfunden, vermag ich Dir nur schwer zu schildern! Ein höheres Bewußtsein beschlich meine Brust, ich fühlte mich stärker und kräftiger als je, der Stolz machte mein Herz heftiger

pochen, ich war wie berauscht, ich empfand vielleicht das Nämliche wie jene begeisterte Menge; nur — Freude empfand ich nicht; um mich zu freuen, hätte es keinen vierzehnten April geben dürfen."

Pauline umarmte die Freundin und rief: „Du siehst also selbst, wie wir am Ende ganz übereinstimmen."

„O nein," entgegnete Thekla lächelnd, „wir sind in unseren Ansichten noch sehr von einander getrennt. Du bist eher österreichisch und dann erst sächsisch, ich aber bin eher magyarisch und dann erst österreichisch; deine Devise lautet: „Ohne Oesterreich kein Sachsenland!" die meine aber heißt: „Ohne Ungarn kein Oesterreich!" Verstehst Du jetzt den Unterschied?"

Pauline lächelte und entgegnete: „Ich verstehe den stolzen Sinn. Komm, meine Freundin und küße mich."

„Küßen?" antwortete Thekla schelmisch, „ich wage es nicht. Ihr habt Euch von Ungarn losgesagt; du besonders hast mit dem

Hause Oesterreich einen tiefen, innigen Bund geschlossen."

„Thekla!" bat die Sächsin, „du wirst muthwillig."

„Nein, nein, liebe Pauline," fuhr die Andere fort, „ich küsse Dich um keinen Preis! ich mag den Zwiespalt zwischen uns und den Oesterreichern nicht vergrößern; doch horch, ich höre Geräusch, sieh doch, wie Du erröthest! er ist's, nicht wahr? Du erkennst ebenfalls seine Schritte?"

Der zunehmenden Verlegenheit der Sächsin wurde endlich durch das Eintreten eines jungen Mannes ein Ende gemacht. Thekla hatte ihn kaum erblickt, als sie ausrief: „Mein Himmel! welch eine Metamorfose. Sie sind in Civilkleidern?"

Der junge Mann entgegnete lächelnd: „Und Sie staunen darüber, mein Fräulein? Glaubten Sie etwa, ich sollte in Uniform herüber kommen, um mich von den Pesther Fanatikern insultiren zu lassen? Auf dem linken Donauufer hängt heute der Himmel

voll Geigen. Wie befinden Sie sich, meine Damen, seitdem Sie republikanische Luft athmen?"

„O sehr wohl," entgegnete die Magyarin boshaft, „die Luft ist so gewiß rein und frisch und was die Hauptsache ist, sehr billig."

„Glauben Sie ihr nicht," wendete sich Pauline an den jungen Mann, „sie will Sie nur necken, im Herzen ist sie eben so königlich gesinnt, wie Sie."

Der Angekommene faßte die Hand der Sächsin, führte sie an seine Lippen und sagte: „Sie bleiben Ihrem schönen Gefühle treu, Sie treten auch heute als Vermittlerin zwischen mich und Fräulein Thekla."

Die jungen Leute ließen sich nun an einem Tische nieder.

Friedrich, so hieß der Angekommene, hielt Paulinens Hand noch immer umfaßt. Die Jungfrau ließ das blaue Auge nicht ohne Wehmuth auf dem jungen Manne ruhen. Es schien, als wolle sie die edlen Züge seines Antlitzes tief in ihr Gedächtniß prä-

gen. Sein Auge sah glühend in den blauen Himmel, der ihn in diesem Augenblicke anlächelte.

Um den eingetretenen Stillschweigen ein Ende zu machen, ergriff Thekla das Wort: „Wir haben heute nicht gehofft, Sie zu sehen."

„Ich kam auch nur, weil mir ihr Schicksal, meine Fräuleins, am Herzen lag."

„Unser Schicksal?" fragten die Mädchen erschreckt.

„Hören sie mich an;" fuhr Friedrich fort, „der Aufenthalt in dieser Stadt dürfte schon in den nächsten Tagen ein gefährlicher werden. Ofen bleibt unter dem Befehle des General Hentzi von uns besetzt und wi.d vertheidiget werden! In diesen Worten liegt das Schicksal von Pesth. Ein jeder Angriff auf Ofen wird mit einer Beschießung Pesth's beantwortet."

„Wäre dieß möglich?" fragt Thekla erstaunt.

„Es ist gewiß, glauben Sie meinen

Worten. Ich kann Ihnen nur rathen, so bald als möglich Pesth zu verlassen."

„Mein Himmel" klagte Pauline, „wohin sollen wir uns wenden in diesem unglückseligen Lande? Wer hätte es gedacht, als ich mit meinem Vater Hermannstadt verließ, um uns in den Schutz der Kaiserlichen zu begeben, daß auch Pesth wieder in magyarische Gewalt kommt? Der Vater reiste in Geschäften nach Wien, glaubt mich in Pesth sicher und geborgen, und nun sind wir mit Einem Schlage von einander getrennt und abgesperrt."

„Du bleibst bei uns, liebe Freundin" tröstete sie Thekla, „ich werde die Mutter noch heute von der Gefahr in Kenntniß setzen und wir reisen dann auf unser Schloß nächst Kaschau.

„Ach, Kaschau ist auch solch eine unglückliche Stadt, die schon sechsmal kaiserlich und eben so oftmal ungarisch gewesen. Wenn ich Pesth schon verlasse, dann gehe ich dort hin, wo ich mich sicher glaube."

„Das dürfte aber jetzt in Ungarn schwer werden."

„Gut, dann reise ich nach Wien."

„Glaubst Du vielleicht dort sicher zu sein?"

Pauline sah die Freundin erstaunt an. Diese fuhr fort: „Ja, ja; die Möglichkeit einer Ueberrumpelung Wiens liegt gar nicht so ferne, als Du glaubst. Eine günstige Schlacht, und unsere Truppen stehen vor den Mauern Wiens."

Pauline sah den jungen Mann mit einem Blicke an, als erwarte sie von ihm Trost oder Widerspruch dieser unlieben Kunde.

Friedrich schüttelte den Kopf und sagte: „So schnell soll's nicht werden! So lange Raab kaiserlich ist, hat Wien nichts zu fürchten. Ich will Ihnen, Fräulein Pauline, einen Vorschlag machen; es bleibt Ihrem Willen überlassen, ihn anzunehmen oder nicht. Wie Sie wissen, habe ich in Ofen meine Mutter. Sie wohnt nicht in der Festung, sondern in der Raitzenstadt, in der Nähe der warmen Bäder am Donauufer. Was auch immer in der Fe-

stung oder in Pesth geschehen möge, jenes Haus liegt so isolirt, daß Sie dort nichts zu befürchten haben. Wenn Fräulein Thekla mit ihrer Mutter auf der Abreise nach Kaschau beharrt, und Sie ihnen dahin nicht folgen, so biete ich Ihnen die Wohnung meiner Mutter an; wie willkommen Sie dort sind, darf ich Sie nicht erst versichern."

Pauline blickte bei diesem Antrage auf ihre Freundin; diese entgegnete: „So ungern ich Deine Gesellschaft vermisse, so mag ich doch auf Deinen Entschluß keinen Einfluß üben."

„Wir wollen heute Abend darüber berathschlagen."

„Dazu, meine Fräuleins," erwiederte Friedrich, „kann ich Ihnen keine Zeit gönnen. Wie Sie wissen, war seit dem Abbrennen der Schiffbrücke und der Befestigung des jenseitigen Pfeilers der Kettenbrücke die Verbindung der beiden Schwesterstädte durch Kähne he.gestellt, allein von Morgen an ist die Communication ganz aufgehoben, denn so eben wird eine Kundmachung veröffentlicht, die schon von

Morgen an in Wirksamkeit tritt, zu Folge welcher kein Fahrzeug, welcher Gattung es immer ist, die Donau zwischen beiden Städten befahren darf, da die Posten an der Donau den strengen Befehl haben, auf die Uebertreter dieses Verbotes Feuer zu geben. Wenn Sie also meinen Vorschlag annehmen, so müssen Sie sich rasch entschließen, und die Ueberfahrt noch heute mit mir antreten.

Die Verlegenheit der beiden Freundinnen war bei dieser Mittheilung auf's Höchste gestiegen. Thekla eilte in eines der Nebengemächer, um ihre Mutter zu holen.

Die drei Frauen erwogen nun, was in dieser gefahrvollen Lage zu thun sei. Man zog die verschiedenen Fälle in Betracht; Thekla beharrte mit Eigensinn auf der Reise nach Kaschau, die Mutter leistete wenig Widerstand; Pauline wollte sich nicht in eine von den Insurgenten besetzte Gegend begeben, es blieb ihr also keine andere Wahl, als den Vorschlag Friedrichs anzunehmen.

Dieß geschah auch.

Die Uebersiedlung nach Ofen wurde eben so rasch ausgeführt als beschlossen. Thekla leistete der Freundin hilfreiche Hand; ehe eine halbe Stunde verging, waren die Koffer gepackt und auf einen Karren geladen, um sie zur Ueberfuhr an das Donauufer zu expediren.

Der Abend war mittlerweile angebrochen. Thekla begleitete die Freundin und Friedrich.

Die beiden Jungfrauen lagen sich in den Armen. Küsse wurden gewechselt; endlich riß sich Pauline los und eilte in das Fahrzeug, in welchem Friedrich ihrer schon harrte.

Thekla's Blicke folgten dem davon gleitenden Kahne; die Dunkelheit der Nacht entzog diesen bald ihrem Gesichtskreise.

„Sie nähert sich ihrem Ziele,“ seufzte sie in ihrem Innern, — „wann werde ich von mir ein Gleiches sagen können?“

Nachdenkend trat sie den Rückweg an. Die freudige Stimmung der Stadt, welche noch immer in ihrer Aufregung fortwogte, blieb jetzt von ihr unbeachtet.

Sie langte beim Hause an, in dem sich die Wohnung ihrer Mutter befand.

Vor dem Thore stand ein Mann. Er hielt ein Rößlein am Zaume, welches ungeduldig mit den Füßen scharrte. Das Pferd war gesattelt und dampfte noch von der Hitze eines scharfen Rittes. Der Mann trug eine weite, faltige Gatje, Zischmen mit Sporen, ein kurzes Hemd, um die Hüften einen schwarzen, breiten Ledergurt, und um den Hals ein schmal gewickeltes, schwarzes Seidentuch. Auf seinem Kopf saß kühn ein sogenannter Kossuthhut, unter welchem schwarzes, glänzendes Haar herabfiel. Am rechten Arm hing die bekannte Czikospeitsche und um die Schultern ein brauner, rothgeschnürter Dollman.

Als Thekla ihm nahe gekommen war, murmelte er unter seinem buschigen Schnurrbarte in magharischer Sprache: „Sind Sie das Fräulein Thekla von Perczel?"

„Ich bin es," antwortete die Geiregte, „was wünschet Ihr von mir?"

„Ich habe Ihnen dieses Schreiben zu übergeben, sonst nichts."

Die Jungfrau hielt den Brief kaum in den Händen, sa hatte sich der Ueberbringer auch schon wieder auf sein Pferd geschwungen und flog mit stürmischer Hast durch die Nacht. Thekla eilte in ihr Gemach. Zitternd entsiegelre sie den Brief. — Sie las. Das Papier entfiel ihren Händen. „Mein Himmel," rief sie aus, „wär' es möglich!" — Und nach einer Weile Nachdenkens setzte sie hinzu: „Dann — ja. . . dann wäre Alles Alles verloren!"

Sie hatte sich erholt. Sie durchmaß mit heftigen Schritten das Gemach. — Nach einer Weile trat die Mutter ein. Thekla hatte die Matrone kaum erblickt, so sagte sie: „Liebe Mutter, wir beschlossen vorhin, morgen die Reise nach Kaschau anzutreten."

„So ist es, mein Kind."

„Sie wissen, liebe Mutter, daß ich kein launenhaftes Kind bin, und daß ich nichts unternehme, wozu ich keine Gründe habe."

„Ich bin davon überzeugt."

„Nun denn, so theile ich Ihnen mit, daß wir nicht nach Kaschau reisen.“

„Wohin denn sonst?“

„Vor der Hand bleiben wir in Pesth!“..

*

Zweites Kapitel.

Welch ein Kontrast!

Buda=Pesth! Zwei Schwesterstädte, getrennt nur durch die Breite eines Stromes, und doch, welch ein Unterschied im Leben und Treiben, welch ein greller Kontrast zwischen dies= und jenseits der Donau. In Pesth herrscht Jubel, in Ofen tiefe Stille; in Pesth herrscht Begeisterung, in Ofen waltet Ernst und Ueberlegung. Auf dem linken Donauufer flattert die Trikolore, auf dem rechten wehen die kaiserlichen Farben; dort ist Ungarn, hier Oesterreich.

Der Befehl, Ofen mit einer kleinen Truppenzahl besetzt zu halten, war unerwar=

tet aus dem Hauptquartier angelangt. Der anfänglich gefaßte Beschluß, Ofen zu räumen, war verworfen. Die Besatzung, welche also zurückblieb, bestand aus 1 Bataillon Erzherzog Wilhelm Infanterie, 1 Bataillon Warasdiner Grenzer, 4 Kompagnien Banalisten, 1 Eskadron Erzherzog Johann Dragoner, 70 Mann Pioniere und 110 Artilleristen mit 2 Feldbatterien. Auf den Wällen befanden sich 75 Belagerungsgeschütze. Zur Leitung der Festungsarbeiten blieben die beiden Ingenieurhauptleute Gorini und Polini zurück. Das Festungscommando erhielt der Generalmajor Heinrich Hentzi, Edler von Arthurm, ein alter, bewährter Soldat, der 45 Dienstjahre zählte und das vollkommene Vertrauen des Oberfeldherrn besaß.

So wie in Pesth nach der einen, so herrschte nun in Ofen nach der andern Seite hin die größte Thätigkeit.

Das alte Buda erhebt sich majestätisch auf einer Anhöhe, deren Fuß die rauschende Donau bespült. In einem Halbkreise um die

ehemalige Festung zieht sich eine Bergkette, in welcher der Blocksberg und Schwabenberg am meisten hervorragen. Zwischen diesen Höhen und der Festung in der Niederung lagern zum Theil die Vorstädte. Unterhalb des Blocksberges an der Donau die Raizenstadt, weiter aufwärts die Christinenstadt. Längs des Ufers unterhalb der Burg befindet sich die Wasserstadt. Die erwähnten Höhen beherrschen die Festung, und waren zur Zeit der Türkenkriege mit Blockhäusern gekrönt, wovon der Blocksberg, damals St. Gerhardsberg, auch seinen Namen erhalten haben mag. An den Stellen, wo sich ehedem Außenwerke befanden, lagern jetzt Häuser, Gärten und Weingärten. Die Wälle früher zur Vertheidigung, waren seither mehr zum Lustwandeln bestimmt. Ofen war also nichts weniger als zur Vertheidigung geeignet. Der Festungskommandant bot daher seine Kräfte auf, um den vorhandenen Mängeln, so viel in seiner Macht lag, abzuhelfen.

Als die Kaiserlichen zu Anfang des Jah-

res Ofen besetzten und Fürst Windisch-grätz, so wie früher in Prag und Schönbrunn, so auch in Ofen in der kaiserlichen Burg seine Residenz aufgeschlagen hatte, wurden Verpallisadirungen und Geschützstände errichtet, um die Festung mindestens vor einem Handstreiche der Insurgenten zu sichern. General Hentzi fuhr nun in der Befestigung des Platzes fort. Die Wälle wurden ausgebessert, die alten Brustwehren erhöht, die Seitengänge abgetragen. Wo es die Noth erheischte, führte man neue Brustwehren auf, erbaute Querwälle in den Straßen und zog neue Umpfählungen. Größere Gebäude wurden in Citadellen umgeschaffen, Häuser mit Schießscharten versehen und neue Geschützstände errichtet. Die Hauptthore waren entsprechend besetzt. Die Wasserleitung an der Donauseite, so wie die Verbauungen an dem Brückenkopfe erhielten ihre Vertheidiger. Um den Feinden jede Möglichkeit, Fahrzeuge zu erhalten, zu nehmen, hatte man schon früher die Schiffbrücke abgebrannt. Die Pfosten

und Balken der Kettenbrücke auf der Ofner Seite wurden weggenommen und die Brücke solcher Weise ungangbar gemacht. Um jedem Stürmen über diese Brücke von der Pester Seite her vorzubeugen, versah man den Ofner Brückenkopf mit einer Flattermine. — Zur Ausführung dieser Befestigungsarbeiten waren, nebst einem entsprechenden Theile der Besatzung, auch noch Handwerker vom Civile beschäftigt.

Die Stimmung in der Festung so wie in den Vorstädten war eine gedrückte. Ein Theil der Bevölkerung blickte mit Neid, der andere mit Bitterkeit auf das jubelnde Pest hinüber, wo Kossuth'sche Proclamationen im Triumph verkündet und herumgetragen wurden. Die untern Volksklassen waren es besonders, in welchen sich ein Geist der Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit beurkundete; theils Sympathien für den Agitator, theils aber die herrschende Theurung und Mangel an Erwerb trugen die Schuld daran.

Einige Tage vergingen.

Pauline lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit bei Friedrichs Mutter. Frau Agnes, so hieß diese, war eine würdige Matrone. Ihr Gatte, ein Ofner Bürger, hatte schon vor Jahren das Zeitliche gesegnet. Er hinterließ ein Vermögen, das groß genug war, seine Hinterbliebenen zu versorgen.

Von Friedrich auf Paulinens Ankunft vorbereitet, empfing Frau Agnes die Jungfrau mit aller Herzlichkeit, deren sie fähig war, und das wollte bei der biederen Deutschen, die mit merkwürdigem Starrsinne an deutschen Sitten und Gebräuchen hing, nicht wenig sagen. Pauline wurde empfangen und geliebkost wie ein Kind des Hauses. Selbst wenn sie weniger schlicht, weniger herzlich gewesen wäre, als es wirklich der Fall war, in diesem Hause hätte sie sich glücklich und heimisch fühlen müssen. Sie überließ sich der Matrone mit der ganzen Fülle ihrer Liebenswürdigkeit, von welcher die Mutter eben so wie ihr Sohn bezaubert wurden.

An einem Nachmittage saßen die Frauen

bei einander. Pauline erzählte eben von den Drangsalen, welche mehrere Theile ihres Vaterlandes zu erleiden hatten, von dem Vernichtungskampfe, den die Szekler gegen die Sachsen und Romanen geführt und schilderte mit so lebhaften Farben, daß Frau Agnes, aufs Innerste ergriffen, Thränen vergoß.

„Wer hätte es geglaubt," sagte sie, nachdem die Jungfrau innehielt, „daß wir noch eine so verhängnißvolle, schwere Zeit bekommen werden. Habe ich deßhalb so alt werden müssen, um so viel Trübes zu erleben?"

„Mein Vater prophezeite den Sturm schon lange."

„Das Traurigste ist, daß das Gewitter sich gerade in unserem Lande so fürchterlich entladet. Armes Ungarn! was wirst du noch Alles leiden müssen? Ich habe zwar, wenn auch mitten im Schauplatze der Begebenheiten lebend, mich doch von den Wirren fern gehalten, leider ist man dies nicht immer im Stande, man wird oft unwillkührlich mit hingerissen. Ich möchte auch den Mann kennen,

der jetzt im Stande wäre, hier zu leben, ohne sich für die eine oder andere Partei zu entscheiden. Mein Friedrich wollte es eine Zeitlang versuchen, aber es ging nicht. Er wandte sich also derjenigen zu, wohin seine Ueberzeugung ihn hinzog. So willkommen er als Arzt auch der ungarischen Armee gewesen wäre, er verschmähte es, dort Dienste zu nehmen, und bot seine Kenntnisse den Kaiserlichen an, wo er auch willkommen geheißen wurde. Sie kennen meinen Sohn wohl schon lange?"

Pauline faßte die Hand der Matrone und drückte sie an ihre Lippen. — „Der Zeit nach," antwortete sie, „sind es nur Wochen, aber mich däucht es, als ob es Jahre wären, die uns aneinander gefesselt hatten. Friedrich wird Ihnen wohl mitgetheilt haben, auf welche Weise wir uns kennen lernten?"

„Ja, ja, er erzälte mir von dem Angriffe eines Soldaten —"

„Der dem Leben meines Vaters galt. Friedrich rettete meinen Vater. Ich fühlte

mich schon im ersten Augenblicke zu ihm hingezogen und zu dem Gefühle der Dankbarkeit gesellte sich bald eine innige Neigung."

Frau Agnes drückte die verschämte Jungfrau an ihr Herz und lispelte: „Der Himmel ist mein Zeuge, ich liebe Sie jetzt schon, als ob Sie meine Tochter wären."

„Ihre Tochter!" rief Pauline wehmüthig, „ach, dürfte ich Sie „Mutter" nennen!"

„Wer verwehrt es Ihnen? Sie wissen es freilich noch nicht, wie wohl dem Frauenherzen der Name „M u t t e r" thut, man kann ihn nicht oft genug hören; er zittert wonnig durch die Brust, und wenn der sprechende Mund schon längst verstummt ist, so tönt das Echo dieses Wortes noch lange in dem Herzen wieder."

Sie hielten sich umschlungen.

In diesem Augenblicke wurden sie von zwei Armen umfangen.

Es war Friedrich, der unbemerkt eingetreten war. — Mutter und Geliebte sahen ihn mit Thränen an. Er küßte die Matrone

und sagte: „Erlauben Sie, theure Pauline, daß ich in diesem Augenblicke in Gegenwart der Mutter den ersten Kuß auf Ihre Lippen drücke."

„Der Himmel möge Euch segnen!" sprach Frau Agnes, während die Lippen der jungen Leute sich begegneten und das Feuer der ersten Berührung siedend durch die Adern flog. —

Frau Agnes, in der Mitte der jungen Leute Platz nehmend, horchte mit Entzücken ihren Reden.

Pauline dachte an die Freundin und erwähnte ihrer mit Wärme. „Die gute Thekla," sagte sie, „wird sich jetzt wahrscheinlich schon auf der Reise nach Kaschau befinden."

„Sie beharrte mit seltenem Eigensinne bei ihrem Entschlusse," nahm Friedrich das Wort, „sie mag wichtige Gründe dazu gehabt haben."

„Ich kenne ihr Geheimniß nicht," antwortete Pauline, „denn trotz der langjährigen Bekanntschaft und Geschäftsverbindung unse-

rer Väter hatten wir doch nie Gelegenheit, uns näher kennen zu lernen. Uebrigens scheint sie dieselben Vorzüge und Fehler wie alle magyarischen Frauen zu besitzen. Sie mischen sich zu viel in die politischen Wirren."

„Sie haben Recht, meine Tochter!" unterbrach Frau Agnes ihre Rede, „die Damen dieses Landes sind zu viel Patriotinnen und zu wenig Frauen. Ihnen gilt das Vaterland mehr als der häusliche Kreis. So lobenswerth dieß bei Männern ist, so wenig kann man es an Frauen rühmen. Das Weib soll an den öffentlichen Kämpfen keinen thätigen Antheil nehmen. Der Mann ist zum Handeln, das Weib zum Fühlen geboren."

„Die Geschichte," sagte Friedrich, „gibt uns zwar Beispiele, daß Frauen in den wichtigsten Kriegen den Sieg über ihre Gegner davon trugen, aber so oft dieß geschah, manövrirten sie auch meistens hinter den Coulissen und sehr selten auf dem öffentlichen Schauplatze. So z. B. munkelt die böse Welt, daß auch in den jüngst verflossenen Monaten der-

gleichen Evolutionen hinter den Coulissen die Schuld des theils mißlungenen, theils verspäteten Manövers an der Theiß trugen. Es ist immer besser, wenn Frauen sich von Politik ferne halten. Bei ihnen ergreift meist das Herz die Partei, und so wenig ich dem Kopf das alleinige Recht des Anspruches einräume, so wenig kann ich es auch dem Herzen gewähren; der Kopf ohne Herz wird gefühllos, das Herz ohne den Kopf wird oft betrogen, darum bin ich dafür: dem Kopfe und dem Herzen gleiches Recht zu bieten, damit Gefühl und Vernunft sich wechselseitig stützen und ergänzen."

Die Unterhaltung wurde in dieser Weise noch lange fortgeführt.

Der herabbrechende Abend gebot dem jungen Manne den Heimweg anzutreten.

„Du gehst wieder," klagte die Mutter, „und wer weiß, wann wir Dich wieder sehen."

„Wenn nichts Neues vorfällt, so in den nächsten Tagen. Wir sind mit Einrichtung eines

Spitals beschäftiget und sind sehr in Anspruch genommen. Uebrigens müssen Sie darauf gefaßt sein, mich längere Zeit nicht zu sehen; denn wenn es sich bestätiget, daß die Insurgenten die Donau überschritten haben, dürften sie bald vor Ofen stehen, und dann wird es heiß hergehen."

Die Frauen brachen bei dieser trüben Kunde in Klagen aus, und Friedrich tröstete sie mit aller Ueberredungskunst, die ihm zu Gebote stand. Endlich schied er aus den Armen seiner Lieben und eilte hinauf auf die Festung. Am andern Morgen wurde folgende Kundmachung veröffentlicht: „Von dem Präsidenten der nach dem Beschlusse vom 14. April l. J. nunmehr polnisch-ungarischen Republik wurde Daniel Iranyi zum Regierungskommissär Buda-Pest's aufgestellt und allen Behörden aufgetragen, demselben unbedingte Folge zu leisten. Ich sehe mich dadurch als Stadt- und Festungskommandant von Ofen veranlaßt, alle Autoritäten, so wie auch sämmtliche Einwohner der Stadt ernstlich zu warnen, den hoch-

verrätherischen Anordnungen des Rebellen-Chefs keine Folge zu leisten, sich fortan als getreue Bürger unseres erlauchten Kaisers und Königs zu betragen, und in keinerlei Verbindung mit der polnisch-ungarischen Faktion einzulassen. Jene, die es wagen sollten, dieser Mahnung entgegenzuhandeln, werde ich unnachsichtlich der standrechtlichen Behandlung unterziehen, wornach sie ihren Frevel mit dem Tode büßen werden.

Ofen, am 30. April 1849.

Vom k. k. Stadt- und Festungskommando.

Hentzi, Generalmajor."

*

Drittes Kapitel.

Das Ungewitter, welches sich über die beiden Schwesterstädte entladen sollte, rückte immer näher heran. Schon vernahm man in der Ferne dumpfes Grollen, schon zuckten einzelne Blitze durch den dunkeln Horizont, und bald — bald sollte der Sturm aufbrausen mit schreck-

licher Macht und vernichtend und verderbend über Buda-Pesth wüthen.

Auf dem Kriegsschauplatze hatten indessen verhängnißvolle Kämpfe stattgefunden. Eine Schlacht bei Acs entschied sich zum Vortheile der Insurgenten; sie besetzten Raab drangen über Wieselburg vor; das österreichische Hauptquartier zog sich immer mehr zurück, bis es endlich in Preßburg Halt machte. Die Hußaren streiften sogar bis in die Nähe von Oedenburg, und schon am 28. April verkündete ein halb offizielles Blatt in Wien: „Die Angelegenheiten in Ungarn sind auf einem Punkte angelangt, wo nichts Anderes übrig bleibt, als den Feldzug von Neuem zu beginnen.“ — Nach so vielen Opfern, nach so vielen geopferten Menschenleben, eine traurige, erschütternde Verkündigung. Die feindliche Armee an der Donau theilte sich in zwei Theile: der eine hielt die festen Punkte an der Raab und an der Waag besetzt, der andere zog gegen Ofen.

Der Wonnemonat hatte eben seinen Einzug gehalten, aber er war kein Wonne=, er war ein Schmerzens=Monat. — Tausende von Menschen fielen auf den Schlachtfeldern, Tausende bluteten und starben in den Lazarethen. — Wohl hatte sich die Erde wieder grün bekränzt, wohl sproßten Blumen und Blüthen, wohl wölbten Bäume ihre schattigen Dächer, aber die Donner der Kanonen erschollen durch das Land, Pulverdampf wälzte sich über Berg und Thal, und wo der Krieg sein blutiges Banner entfaltete, dort wurden Feld und Wiese zertreten, dort fielen Weiler und Dörfer in Schutt, dort ächzte der Boden unter dem gewaltigen Getümmel, dort verdorrte das Gras vom Pesthauch der Leichen.

Ach, wie herrlich lagert hier die Bergkette. Ein grüner Gürtel ist es, mit dem die Natur den einstigen Sitz magyarischer Könige umschlungen. Die Wälder auf den Höhen haben sich belaubt, der Weinstock an den Bergen beginnt bereits seine grünen Blätter zu treiben, ein leiser Frühlingswind weht über

Gärten, Feld und Wald. Aber nicht lange währt diese wohlthuende Stille; bewaffnete Schaaren ziehen heran, immer länger werden ihre Reihen; sie dehnen sich aus, sie machen Halt; nur kurze Zeit, und die Berge sind mit Kriegern bekränzt, eine Stadt mit grünen Hütten dehnt sich über die Höhen, die Wachtfeuer lodern auf — die Ungarn haben sich um Ofen gelagert!

Auf dem Blocksberge und hinter demselben kampiren die Abtheilungen Aulichs und Nagy-Sandors, auf dem kleinen Schwabenberge die Truppen Lablowsky's, in der Gegend des Leopoldfeldes befehligen die Führer Kmety und Knesics; auf den übrigen Höhen tummeln sich Husaren herum. An der Spitze der ganzen Belagerungsarmee steht Arthur Görgey, jener Mann, den die Vorsehung auserseben, in dem großen Drama des Ungarkampfes nächst Kossuth die wichtigste Rolle zu spielen. —

Es war am Mittag des vierten Mai.

Das Vorspiel um Ofen begann.

Feindliche Abtheilungen rückten in großen Kolonnen gegen die Festung. — Die eine in der Gegend des Stadtmaierhofes bedrohte die Linie zwischen dem Stuhlweißenburger- und Wiener-Thore, die andern das obere Wasserretranchement.

Der erste Kanonenschuß erdröhnte. — Die Festungsgeschütze entluden sich gegen den Feind. — Vom Schwabenberge herüber begann eine zwölfpfündige Batterie ihr mörderisches Spiel. — Die Sturmkolonnen prallten gegen die Verpallisadirungen des Wasserretranchements, und wurden geworfen. Es war dieser erste Angriff nur der Gang zweier gleich muthiger und gleich gewandter Gegner, ein Gang, der nur dazu dient, um sich wechselseitig kennen zu lernen und zu beweisen, daß es Jedem von ihnen Ernst um seine Sache ist. — Das Kanonenfeuer währt fort. Kugeln und Granaten kreuzen sich in den Lüften, auf den Höhen außen weht die Trikolore, von den Zinnen der Festung flattert die kaiserliche Fahne.

Es ist ein Uhr Mittags.

Unter dem Donner der Geschütze hält vor dem Wiener-Thore ein Parlamentär. Er wird in die Festung eingelassen.

Er überbrachte dem kaiserlichen General eine schriftliche Aufforderung zur Uebergabe der Festung. — Diese lautete: „General! Ofen ist von den ungarischen Truppen cernirt, und diese warten nur auf meinen Befehl, um die Festung mit jener Energie anzugreifen, welche allein der Nothwehrkampf auf Leben und Tod jedem einzelnen Krieger zu geben vermag. Ihre Aufgabe, Ofen längere Zeit zu halten, ist eine verlorne! Nehmen Sie den Antrag an, den ich Ihnen aus Menschlichkeit stelle: Kapituliren Sie! Die Bedingungen sind folgende: Ehrenhafte Kriegsgefangenschaft, die Officiere mit, die Mannschaft ohne Gewehr und Rüstung. — Die Autorität, welche ich im ungarischen Heere genieße, die Subordination, welche ich mit eiserner Hand handhabe, meine eigene persönliche Ehre, welche bis jetzt

Niemand, selbst Oesterreich nicht, ungestraft antasten durfte, wie Ihnen die Erfolge der „Rebellenhorden“ klar beweisen, bürgt Ihnen für strenge Einhaltung der gesetzten Bedingnisse, da ich sie mit meinem Ehrenworte garantire. Raab, Stuhlweißenburg, Komorn, Neutra, Hansabeg, die Bergstädte, ja die ganze Waaglinie sind in unseren Händen, Ofen auf's Engste cernirt, die sogenannte Festung ist keine Festung, und Sie, General, unbegreiflicher Weise von den Oesterreichern ausersehen, eine Don Quixote-Aufgabe zu lösen, deren tragischeste Ausführung Sie kaum vor dem Lächerlichen bewahrt. Und wenn Alles dieses Sie nicht erschüttert, so erschütterere Sie der Gedanke, daß Sie Ungar sind, daß Sie eine große Schuld um das Vaterland abzutragen haben und daß die Gelegenheit Ihnen durch mich geboten wird. Verharren Sie nach reiflicher, männlicher Ueberlegung dennoch bei Ihrem Vorsatze, die sogenannte Festung Ofen auf das Hartnäckigste zu vertheidigen, so kann ich Sie gegen einzelne Ausbrüche der Leiden-

schaft einer angreifenden, begeisterten Truppe zwar nicht mehr unbedingt sichern, doch werden die eingebrachten Gefangenen auch dann nicht mißhandelt werden, weil dieses unserer chevaleresken Art Krieg zu führen und unserem Humanitätsgefühle widerstrebt; sollten Sie aber mit der äußersten Vertheidigung der Festung Ofen auch noch die Zerstörung der Kettenbrücke, jenes herrlichen Kunstwerkes, und das Bombardiren von Pest, von wo Sie, in Folge Uebereinkunft, durchaus keinen Angriff zu erwarten haben, verbinden — welche That nur offenbar eine niederträchtige genannt werden kann — so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß nach geschehener Einnahme von Ofen die ganze Besatzung über die Klinge springt, und ich selbst für die Zukunft Ihrer Familie nicht gut stehen kann. Sie sind Kommandant der sogenannten Festung Ofen, aber Sie sind auch Vater und geborner Ungar, bedenken Sie, was Sie thun — im Namen der Humanität fordere ich Sie dazu auf, und erwarte Ihre Antwort bis läng-

stens heute 3 Uhr Nachmittags. Gewarnt durch das niederträchtige, ehrvergessene System, nach welchem sogar unsere Parlamentäre als Verbrecher österreichischer Seits festgehalten und behandelt werden, wähle ich zum Ueberbringer dieses Schreibens bloß einen österreichischen Officier. Hauptquartier Ofen, am 4. Mai 1849. Görgey Arthur, General."

Die Antwort, welche von Seite des Festungskommandanten auf diese Aufforderung erfolgte, lautete: „General! Sie beliebten mich, als Kommandanten der Festung Ofen, peremtorisch aufzufordern, binnen drei Stunden zu capituliren, die Festung zu übergeben und mich sammt der tapfern Garnison als Kriegsgefangene abführen zu lassen. Ich erwiedere Ihnen hierauf, daß die Festung Ofen bei Ihrem schnellen Abzuge am 3., 4. und 5. Jänner l. J. wohl keine Festung war, was die Flucht der ungarischen Armee en debandade genüglich bewiesen hat; seit der Zeit ist aber Ofen zu einem wirklich haltbaren Platze

umgeschaffen worden, der die Ehre haben wird, Ihnen den entschiedensten Widerstand entgegen zu setzen; ich fordere Sie daher auf, Herr General, Ihr ganz unwirksames Feuer auf die Wälle von Ofen alsogleich einzustellen, da ich widrigenfalls genöthiget bin, nach einigen Tagen die Stadt Pest ebenfalls mit Geschütz anzugreifen, wozu mir so kolossale Mittel zu Gebote stehen, daß der Ruin von Pest die unausbleibliche Folge sein muß, wozu ich jetzt schon gezwungen werde, da ich von Pest her mit Geschütz angegriffen bin. Uebrigens muß ich Ihnen erklären, daß ich kein Ungar, sondern ein Schweizer und neutralisirter Oesterreicher bin, daß ich keine Verpflichtung gegen Ungarn habe, daß meine Familie nicht in Ihrer Gewalt, und wenn sie es auch wäre, dieß nicht in die Wagschale käme, — darum ist mein letztes Wort: Ich werde den Platz nach Pflicht und Ehre, bis auf den letzten Mann, vertheidigen; mögen Sie es verantworten, daß die zwei schönen Schwesterstädte geopfert wer-

den. — Hentzi, Generalmajor und Festungs-kommandant."

Bei diesem ersten Angriffe hatte sich auch die Stimmung der Ofner Bevölkerung kund gegeben. — Die Linie zwischen dem Stuhl-weißenburger- und Wiener-Thore, welche zu den gefährlichsten in der Festung gehörte, da sie von den Insurgenten vollkommen einge-sehen und nach allen Richtungen bestrichen werden konnte, wurde durch einzelne Schüsse, die aus den naheliegenden Häusern in die Festung fielen, im Rücken beunruhigt. Der dort kommandirende Artilleriehauptmann sandte eine starke Patrouille in die Häuser und drohte den Einwohnern, falls noch ein Schuß von da-her fallen sollte, die Gebäude in Schutt zu schießen. Die Drohung hatte ihre Wirkung. Der Kanonenangriff von der Pester Seite her hatte in der That stattgefunden und die Schüsse waren gegen den Brückenkopf gerichtet.

Der Ernst der Zeit, die nahe Gefahr ver-mochten den in Pest herrschenden Enthusias-mus noch lange nicht abzukühlen. Die Stadt

hatte ein kriegerisches Ansehen, nicht etwa, als ob so viel Militär in ihren Mauern gelagert hätte, sondern ob den großartigen Vorbereitungen, ob der Ausrüstung der militärischen Bedürfnisse, die Tausende von Menschen beschäftigten. — Sämmtliche Schmiede- und Schlosserwerkstätten waren in Thätigkeit, die Waffenerzeugung ging in's Großartige; nicht nur Schwertfeger und Büchsenmacher, sondern auch Klempner und Gelbgießer und andere verwandte Gewerke waren damit beschäftiget. Eben so eifrig, wie die Armaturs-, wurden auch die Montursausrüstungen betrieben. — Die Handelsleute machten glänzende Geschäfte, denn die Waaren gingen reißend ab. — Es herrschte eine Thätigkeit, eine Geschäftigkeit, von welcher sich nur Derjenige eine richtige Vorstellung machen kann, der es mit angesehen. Der Enthusiasmus bethätigte sich auf mannigfache Weise. Man legte Geldbeträge auf den Opferheerd des Vaterlandes nieder und rüstete Bataillone aus. Tausende von Freiwilligen strömten herbei, um sich unter

die Fahnen der Insurgenten zu stellen, ja selbst die Frauenwelt bildete eine Legion von weiblichen Honveds. Wer gesunde Glieder hatte, griff zu den Waffen; die ganze Stadt Pest war ein großartiger Werbeplatz. Bei einer solchen Stimmung, bei einer solchen Aufregung der Gemüther, war es natürlich, daß man auf die Gefahr, welche von Ofen herüber drohete, weniger Acht hatte, bis man endlich durch die traurige Wirklichkeit daran erinnert wurde.

Thekla war indessen eine ruhige Beurtheilerin der Vorgänge in Pesth. Von Paulinen getrennt, war sie auf sich selbst angewiesen, da sie, in Pesth wenig bekannt, fast zu den Fremden zählte. Ihre Mutter kannte nur den Willen der einzigen Tochter und nahm nur dann Antheil an den Begebenheiten, wenn sie durch Thekla in den fremden Kreis hineingezogen wurde. Als der Kanonendonner bis in ihre stille Wohnung drang, traf die Jungfrau Anstalten, daß der größte Theil der Einrichtung in festgewölbte Keller geschafft wurde.

Der Abend war herangerückt, die Kanonade war verstummt. Thekla saß horchend an der Mutter Seite, sie vernahm nichts, als das geräuschvolle Treiben in der Stadt.

Die Dienerin trat ein und meldete einen Fremden, der das Fräulein zu sprechen wünsche.

Thekla erhob sich rasch, befahl dem Mädchen, bei der Mutter zurückzubleiben, und eilte hinaus.

Sie hatte den Harrenden kaum erblickt, so stotterte sie: „Heiliger Himmel! Excellenz, Sie selbst?"

Der Fremde drückte seine Hand auf ihre Lippen und lispelte: „Still, mein Fräulein! Nennen Sie meinen Namen nicht, die Wände haben Ohren. Kann ich mit Ihnen einige Augenblicke allein sein?"

Thekla öffnete die Thüre eines Seitengemaches.

Als sie eingetreten waren, warf der Fremde einen Oberrock von sich, nahm eine schwarze Perücke vom Haupte, eben so einen falschen Bart, und ein Greis mit Silberhaa-

ren auf dem Scheitel, mit einem grauen Schnur- und Knebelbart, stand vor ihr. Er warf sich in ein Fauteuil und sagte mit unterdrückter Stimme: „Mir war unter dieser Verkappung entsetzlich heiß. — Ich bin müde, echauffirt."

„Aber, Euer Excellenz —"

„Ich bitte, Fräulein," unterbrach sie der Fremde, „lassen Sie diese, hier gefährliche Titulatur."

„Ich fasse mich kaum vor Staunen! Sie kommen selbst?"

„Ich selbst, wie Sie sehen."

„Die Gefahr, die Ihnen hier droht" —

„Ich kenne sie in ihrer ganzen Größe."

„Ich habe wohl ein Schreiben erwartet."

„Statt dessen bin ich selbst herabgekommen. Theils wollte ich den Brief nicht fremden Händen anvertrauen, theils aber kann man mündlich in einer Stunde mehr besprechen, als ein langes Schreiben vermag. Die Zeit ist wichtig, der Augenblick nicht mehr ferne. Wie wir vernahmen, steht Kossuth auf

dem Punkte, hierher zu reisen. Wir glauben zwar, daß er, so lange von Ofen Gefahr droht, nicht nach Pest kommen werde, es ist indessen möglich, daß ihn die Ungeduld nach Pest treibt, und deßhalb eilte ich hierher, um ihm zuvorzukommen. Der Schritt, den wir vorhaben, muß jedenfalls vor seiner Ankunft geschehen.

„Sie glauben also, ... Sie hoffen?"

„Ich hoffe, daß wir nicht vergebens an einen Mann appelliren, dessen Kopf noch nicht vom allgemeinen Wahnsinne angesteckt ist. Laufen wir hier nicht Gefahr, überrascht zu werden?"

„Dem will ich vorbeugen." Thekla schob von innen den Riegel vor.

Nachdem sie sich wieder an der Seite des alten Herrn niedergelassen hatte, sagte er: „Von Ihnen, mein Fräulein, wird Alles abhängen, in Ihre Hände legen wir das Geschick des Vaterlandes, das Wohl von Millionen. Hören Sie mich an!"

Seine Stimme verlor sich jetzt in ein

leises Lispeln, er sprach schnell, geläufig, manchmal warm, manchmal gebieterisch und eindringlich. Die Jungfrau hörte ihm aufmerksam zu. Die Nacht war herangebrochen.

Stunden waren verflossen, die Unterredung mit dem Fremden war zu Ende.

Bei vollkommener Finsterniß verließ er in seiner früheren Vermummung wieder das Haus. Thekla verbrachte eine unruhige Nacht, welcher aber noch ein unruhiger Morgen folgen sollte. Die Glocke hatte eben die fünfte Stunde verkündet.—Von den Wällen Ofens erdröhnt der Donner der Geschütze, aber dießmal galt es lediglich der Stadt Pest. Schrecken und Wuth bemeisterte sich der Bevölkerung. Man flüchtete in die unteren Stockwerke, in die Keller, Viele verließen die Stadt. Als nach zwei Stunden die Beschießung der Stadt aufhörte, begann eine förmliche Auswanderung. Neupesth, Engelsfeld, das Stadtwäldchen wurden die Zufluchtsorte der Entflohenen. Man schlug Zelte auf, errichtete Nothhütten und baute sich höl-

zerne Buden. Das Bombardement, obwohl die Hohlkugeln nur mit Sprengladung gefüllt waren, verursachte dennoch viel Schaden, Häuser wurden zerstört, Menschen getödtet, und doch war diese Beschießung nur ein kleiner Vorgeschmack einer gräßlichen Verheerung, welche bald folgen sollte.

An demselben Tage erließ der Ofner Festungskommandant an die Pester Bevölkerung folgende Proklamationen:

Bei dem gestrigen Angriff auf die Festung fielen zur Unterstützung des Sturmes in der Wasserstadt Kanonenschüsse von Pest gegen die Kettenbrücke, wovon gleich die ersten Kugeln in den Landpfeiler einschlugen; nur um 20 Schritte kürzer, hätten diese Schüsse die vier Mienenöfen entzündet und das achte Weltwunder, das herrliche Kunstwerk wäre nicht mehr. Ich habe bisher nur nothgedrungen und schonend mit Geschütz geantwortet, aber wenn mit dem zwecklosen Angriff zur Zerstörung der Bürgerhäuser in Ofen fortgefahren wird, so hört auch jede Scho-

nung auf, und es mögen den Vandalismus Jene verantworten, die mit teuflischer Wuth einer fremden Faktion in ihren eigenen Eingeweiden wüthen; der Fluch der Nachwelt wird ihnen nicht entgehen."

*

Viertes Kapitel.

Die Insurgenten waren indessen mit ihren Belagerungsarbeiten fortgefahren. Immer neue Truppenmassen zogen zur Cernirung der Festung herbei. Von Komorn wurden Belagerungsgeschütze, Sturmleitern, Munition und andere Kriegsgeräthe hergeschafft. In der Wasserstadt, auf dem Kalvarienberge, in der Niederung des kleinen Schwabenberges erhoben sich Batterien. Die Kanonade wurde nun in seltenen Intervallen fortgesetzt. Kugeln, Granaten und Bomben flogen nach allen Seiten der Festung, zerstörten Häuser und

Wälle und suchten die Besatzung stets zu beunruhigen, zu beschäftigen und außer Athem zu bringen.

Während das bei 30,000 Mann starke Belagerungsheer seine agirenden Kolonnen täglich ablösete, mußte die schwache Besatzung in der Festung regelmäßig und ohne Unterlaß auf ihrem Posten bleiben; ihr war keine Rast gegönnt, kein Mann konnte ordentlich ausruhen.

Besonders unruhig waren die Nächte, denn da mußte die Aufmerksamkeit und Wachsamkeit wo möglich noch vergrößert werden; auch verging keine Nacht, ohne das schreckliche Schauspiel eines Brandes zu liefern. In der That! es bedurfte nicht der zahlreichen Wachtfeuer auf den Höhen, denn die Flammen warfen weit und breit ihr unheimliches Licht. Im feindlichen Lager herrschte Frohsinn und Munterkeit. Die milde Jahreszeit, die angenehme Witterung ließen das Campiren im Freien oder unter luftigen Dächern kaum

fühlen. Lebensmitteln waren im Ueberfluß vorhanden.

Wenn der Abend heranbrach, erglühten auf dem Höhenkranz unzählbare Wachfeuer, um welche her Gestalten sich bewegten, die aus der Ferne wie Kobolde oder wie unheimliche Schatten sich ausnahmen. Nicht selten drangen Chöre wilder Männerstimmen oder Musikklänge herab, deren einzelne Gänge und Accorde die melancholischen Weisen verriethen, welche das Herz jedes Magyaren hoch aufpochen machen, und seinen Mund zum Jubel und seine Augen zu Thränen hinreißen.

Welch eine Scenenreihe! — Warum ist kein Künstler da, der sie treu und unverfälscht wieder zu geben vermöchte? — Diese Gruppen, diese Bilder, sie könnten, selbst von Stümperhand gemalt, das Eigenthümliche, Originelle nicht verlieren und den wildromantischen Charakter nicht verläugnen.

Hier ist ein kleines Feuer. Sechs bis acht Gestalten sitzen oder liegen um dasselbe.

Ihre braunen Röcke mit den rothen Schnüren lassen die Honveds erkennen. Ihre Gesichter zeigen Spuren von Wind und Wetter, trotz der Bärte erkennt man nichtmagyarische Züge. Sie sprechen deutsch und fühlen ungarisch.

Gleich darneben ein zweites Häuflein, unbekümmert, was in der Nähe vorgeht, singen sie ein Lied ihrer Heimat, ein Lied wie es in den Schluchten der Tatra- und Matraberge häufig gehört wird, mit den kurzen abgerissenen Worten und mit dem lange nachhallenden Endton.

Drüben, ha! da ist ein lustig Leben. Der schnarrende Dudelsack dringt aus der Gruppe hervor. Der Krug macht die Runde, der Ungarwein mundet der Ungarkehle. Auf dem Rasen liegt eine gewaltige Speckseite, ein Lappen mit Salz, der andere mit Paprika. Die Unterjäger, denn zu diesem Korps gehören diese Männer, sind in jenem Augenblicke nicht mit Kammerbüchsen, sondern mit

Taschenmessern bewaffnet, und sprechen dem Specke wacker zu.

Dort unten eine andere Schaar. Eine riesige Flamme — ringsumher zahlreiche Gruppen — wieder Musik — aber dieses Mal kein Dudelsack, sondern Zimbal und Geige — das wahrhaftig! das sind echte Vollblut-Magyaren — wilde, verwegene Gesichter, braun und verwettert — mitunter auch ein drohender Zigeunerkopf — Weinkrüge im Ueberfluß — an der Glut auf einem Spieße ein ganzes Schaf; wir wagen es nicht, zu entscheiden, ob das Thier ordentlich ausgeweidet wurde, gleichviel: ein Hußar fungirt als melancholischer Bratenwender, ein anderer bestreicht das schmorrende Thier mit Fett, ein Dritter hält sein Brot unter, um die herabfließenden Tropfen als Leckerbissen aufzufangen; ein Vierter bohrt mit dem Messer ein Stück Fleisch aus dem Schlägel und verschlingt das herausgeschnittene Stück; Andere dampfen indessen aus den kurzen thönernen Pfeifen, wieder Andere schwingen sich im

Kreise mit munteren Dirnen, die im Lager selten fehlten, um das Trivolium der Lebensfreuden vollzählig zu machen.

Um die Kanonen mit den roth-weiß-grünen Laffetten ist die Bedienungsmannschaft gruppirt — auch diese läßt sich's munden — hier geht es feiner her — ein eisernes Kasserol — in demselben prasselts, und der Odem, den es ausströmt, läßt das werdende „Gyulas hus“ erkennen. Mehrere Artilleristen unterhalten sich in französischer Sprache, mitunter hört man polnische Laute, hier ist der Ton artiger, die Manieren gesitteter, die Unterhaltung ist eine stillere.

Ein mäßiges Feuer lodert abseits; aus der Ferne kann man es kaum gewahren, denn rings um dasselbe zieht sich dichtes Gebüsch. Einige junge Männer lagern um die Glut. Ihr Abendmal mochten sie schon verzehrt haben, aber der Nachttrunk scheint ihrer noch zu harren, denn seitwärts steht der Krug. Die jungen Leute haben sich's bequem gemacht und dampfen gemütlich ihre Cigarren oder

Pfeifen. Die Unterhaltung wird bald in magyarischer bald in deutscher Sprache geführt.

„Unsere Batterien," sagte eben der Eine, „spielten heute besonders fleißig, es schien, als ob der Hauptsturm auf die Festung bald unternommen werden sollte."

„Du irrst, Freund," entgegnete ein Anderer, „die Breschbatterie muß erst in voller Thätigkeit gewirkt haben; dann kommen einige Scheinangriffe und hierauf wird erst zum Hauptsturm geschritten. Belagerungen von dergleichen Duodez=Festungen gleichen einander gewöhnlich auf ein Haar. So wie eine und dieselbe Krankheit bei verschiedenen Menschen meist dieselben Phasen durchläuft, so ist es auch bei den Belagerungen. Der Arzt und der Feldherr brauchen nur die Symptome zu erkennen, wenn die eine oder die andere eintritt, darin besteht die Kunst, die Mittel dagegen sind dann stabil."

„Glaubst Du, daß Ofen sich wird behaupten können?

„Behaupten? In keinem Falle. Keine

Festung ist uneinnehmbar, es frägt sich nur, in welcher Zeit und mit welchen Mitteln die Einnahme bewirkt werden kann, und ob am Ende der strategische Werth die Kosten und die Opfer der Belagerung aufwiegt. Ofen ist eigentlich nicht befestigt, sondern nur verrammelt; ein barbarischer Feldherr ließe diese Wälle auch ohne Bresche erstürmen, freilich wäre der Verlust an Menschenleben groß; da es aber für unseren Feldherrn weder nothwendig, noch klug ist, im Angesichte der Hauptstadt ein solches Blutbad zu veranstalten, so ist es jedenfalls besser, den längeren aber schonenderen Weg einzuschlagen."

„Auch ich" sagte ein Dritter „stimme dieser Meinung bei, nur befürchte ich, daß das schöne Pesth auf diese Weise zu stark leiden wird; denn wenn die Belagerung noch einige Wochen dauert und die Oesterreicher, bei jedesmaliger Beschießung Ofens, zur Revange Pesth bombardiren, so dürfte die wehrlose Stadt bald ganz zerstört werden."

„Das ist wohl wahr, allein was läßt

sich dagegen thun? Ofen wäre von den Kaiserlichen gewiß nicht besetzt geblieben, wenn sie nicht die Hoffnung gehabt hätten, eine jede Beschießung durch die Drohung eines Bombardements auf Pest abzuwenden.“

„Diese Hoffnung hat sie aber betrogen,“ rief ein Vierter, und es frägt sich noch, was die öffentliche Meinung, was die Geschichte zu einem solchen Bombardement sagen wird?“

„Mein lieber Freund, die öffentliche Meinung und die Geschichte mögen darüber urtheilen wie sie wollen, den Schaden machen sie deßhalb doch nicht ungeschehen. Es gibt drei Gesichtspunkte, von denen aus er angesehen werden kann, und zwar: vom militärischen Standpunkte aus, wäre ein Bombardement nur dann zu entschuldigen, wenn von Pesth her ein Angriff auf Ofen geschähe; die Geschichte weist ein ähnliches Beispiel in diesem Lande auf. Im Jahre 1808, als die Franzosen Raab belagerten, zog der Erzherzog Johann nach der Schlacht bei Raab mit dem Reste seines Heeres gegen Preßburg.

Erzherzog Karl befand sich auf dem Marchfelde und Napoleon in der Lobau. Die österreichischen Armeen waren nur durch die March getrennt. Da bei Preßburg eine Brücke geschlagen und befestiget wurde, und die Armee auf dem Marchfelde ihre Stellung von Aspern und Eßling zurück gegen Wagram verlegte, so gerieth Napoleon auf den Gedanken, daß der Erzherzog einen Angriff, über Preßburg defilirend, beabsichtigte; er erschien daher persönlich vor Preßburg und ließ die Stadt, da sie sich nicht übergab, durch Granaten bewerfen. Erzherzog Karl ließ durch den Chef seines Generalstabes über diese unnütze Zerstörung Beschwerde führen, indeß Preßburg mit dem übrigen militärischen Posten in keiner Verbindung stehe. Hierauf stellte Napoleon das Bombardement alsogleich ein. Was den humanistischen Gesichtspunkt anbelangt, so braucht man eben nicht großer Filantrop zu sein, um die Zerstörung einer blühenden Stadt zu mißbilligen; es bliebe also nur noch der rechtliche

Standpunkt übrig, und auch von diesem aus dürfte ein Bombardement Pest's schwer zu entschuldigen sein. Im Kriege sind die Soldaten Herren; wo die Soldaten einziehen, dort muß die Bevölkerung gehorchen; die Bevölkerung Pest's gehorcht jetzt der ungarischen Armee, so wie sie sich früher der österreichischen gefügt; beide Theile haben ihre Sympathien, womit ließe es sich also entschuldigen, wenn in Pesth mit den Häusern der Kossuthianer auch jene der kaiserlich Gesinnten zerstört würden? Doch wir gerathen da in eine Richtung, die uns unmuthig stimmt; wir wollen uns unterhalten."

„Dein Sermon war nicht ohne Interesse," meinte der Nachbar des früheren Sprechers, „ich erinnerte mich dabei lebhaft an die Herren der Universität."

„An unsere Wiener Doktores, nicht wahr? Ach, du lieber Himmel! Was gab man sich da vor dem März für Mühe, um das zu beweisen, was Niemand glaubte. — Und nach dem März?"

„Ja, nach dem März, als die Aula ge-

boren wurde, als die Kalabreser in Schwung kamen. — Lassen wir diese Erinnerungen; sie machen wehmüthig und träumerisch. Mit Staunen bemerke ich, daß heute unser Kreis gelichtet ist; wo ist Adolf?"

„Er ist hinab zu seinen Verwandten, denn er ist ein Ofener, und wenn ich nicht irre, wohnen die Seinigen in der Raizenstadt. Adolf war viele Jahre aus dem Elternhause entfernt, beim Beginn der ungarischen Erhebung läßt er sich einreihen und kommt als Officier zurück."

Ein am benachbarten Wachfeuer ausgebrachener Lärm zog Aller Aufmerksamkeit auf sich. Sie erhoben sich und eilten dahin.

Aus der Ferne hatte es den Anschein, als ob eine Schlägerei im Anzuge sei, allein in der Nähe zeigte die Scene einen ganz entgegengesetzten Charakter. Mehrere Husaren balgten sich muthwillig herum, und eine Zigeunerin, die die Mittlerin machen wollte, war bei diesem Geschäfte arg weggekommen,

was vielen Lärm verursachte aber auch viele Heiterkeit.

Die Zigeunerin kreischte ohne Unterlaß, als sie aber kein Gehör erlangen konnte, griff sie zu dem besten Mittel, sich solches zu verschaffen, und schrie mit durchdringender Stimme: „Habt ihr schon gehört die neueste Geschichte von Kossuth?"

Dieser Name wirkte elektrisch auf die Anwesenden.

Wie aus einem Munde donnerte ein gewaltiges: „Éljen!" — Dann wurde es todtenstille.

„Wenn ihr fein ruhig und still bleibt, wie in diesem Augenblicke," fuhr die Zigeunerin fort, „dann will ich euch die Geschichte erzählen."

„Erzähle! — Schnell angefangen!" so tönte es von mehreren Seiten.

Die Soldaten ließen sich auf den Rasen nieder, zündeten ihre Pfeifen frisch an und die Zigeunerin begann: „Wie ihr mich hier seht, so komme ich geraden Weges von Deb-

reczin, wo in diesem Augenblicke der Mann unseres Vaterlandes lebt. Ich bin zu Fuß hierher gewandert, um meinen Bruder aufzusuchen, der als Husar für das Vaterland gefochten. Der arme Paly, der ist bei Gödöllö gefallen, und jetzt habe ich keinen Bruder mehr und kann nicht zurück nach Debreczin, weil ich kein Geld habe."

„Ebata!" rief jetzt ein Husar, „Du versprachst uns von Kossuth zu erzählen, und nun sprichst Du bloß von Dir."

„Jeder Mensch ist sich selbst der Nächste, Landsleute! Gebt nur ein kleines Geschenk, damit ich wieder nach Haus komme, dann sollt ihr die Geschichte hören, wie Kossuth vor einigen Wochen gerettet worden ist."

Die Husaren zogen willig ihre ledernen Beutelchen, die Zigeunerin machte mit aufgehaltener Schürze die Runde und sammelte die Liebesgaben. Als sie damit zu Ende war, schüttelte sie die erhaltenen Münzen in ihre Tasche, ließ sich nun ebenfalls auf die Erde nieder und begann: „Die Geschichte, die ich

euch erzähle, hat sich in der Debrecziner Gegend zugetragen; sie geht dort von Mund zu Mund, und wer es wagte, in der Theißgegend einen Zweifel darüber auszusprechen, den würden die Bauern in's Wasser werfen. Kossuth wurde unlängst zu einem reichen Magnaten zur Tafel geladen. Noch hatte er seine Zusage nicht abgeschickt, da kam ein uraltes Mütterchen zu ihm und sagte: „Kossuth Uram, Du bist bei einem reichen Magnaten eingeladen; ich rathe Dir, fahre nicht zu dieser Tafel!"

Kossuth schüttelte den Kopf und sagte: „Ich werde thun, was mir gut dünkt."

Am anderen Morgen war Kossuth eben gesonnen, seine Zusage abzusenden, denn das Gastmahl sollte am folgenden Tage stattfinden, da ging wieder die Thür auf und dasselbe steinalte Mütterchen, gestützt auf einen Krückenstock, humpelte herein und sagte: „Kossuth Uram, Du mußt nicht eigensinnig sein, ich warne Dich zum zweiten Male, gehe nicht zur Tafel des Magnaten."

Und Kossuth schüttelte wieder den Kopf

und sagte: „Alte, ich bedarf Deiner Warnung nicht; ich werde eben jetzt die Zusage absenden." — Und was er sprach, das that er auch.

Am andern Vormittag war der Wagen mit vier schönen Pferden bespannt und harrte im Hofe; da ging die Thür wieder auf, und das alte Mütterchen trippelte wieder herein und sagte: „Kossuth Uram, ich habe Dir das erste Mal gerathen, ich habe Dich das zweite Mal gewarnt, ich bin nun zum dritten Mal gekommen, um Dich zu beschwören bei Deinem Leben, damit Du nicht gehest zur Tafel."

Da antwortete Kossuth: „Was kümmert Dich mein Leben?"

Darauf erwiederte die Alte mit feierlicher Stimme: „Kossuth Uram, Dein Leben gehört nicht Dir, es gehört dem Vaterlande!"

Diese wichtige Mahnung machte Kossuth erbeben und er rief: „Wohlan! Ich will Dir Folge leisten; ich gehe nicht. Weil Du aber meinem Wohle so treu anhängst, so will ich Dich belohnen nach Kräften."

„Für mich, Uram, kannst Du nichts thun,

denn ich bin alt, sehr alt. Meine Tage auf dieser Erde sind gezählt, ich brauche nichts; doch halt, eine Bitte habe ich dennoch an Dich. Du trägst auf dem rechten Zeigefinger einen Ring, diesen Ring schenke mir."

Kossuth zog den Ring von dem Finger und gab ihn der Alten; darauf sagte er: „Damit Du den Weg nach Hause nicht zu Fuße machen mußt, so setze Dich in den angespannten Wagen; es ist derselbe, welcher mich zum Gastmahl hätte führen sollen, und sage dem Kutscher, wohin er Dich bringen soll."

Das alte Mütterchen trippelte hinab, stieg in den Wagen und sagte zu dem Kutscher; „Fahr zu!" — Der Kutscher sah die Alte an und fragte: Wohin soll ich fahren? — Darauf erwiederte das Mütterchen: „In Gottes Namen fahr zu."

Und der Kutscher hieb in die Pferde, diese zogen an und eilten fort.

Mehrere Stunden ging es so fort im Trabe.

Da langten sie in einem Gehölze an.

Im Schatten einiger uralten Eichen lagerte eine Kapelle. — Ohne daß die Alte ein Wort geredet oder der Kutscher irgend ein Zeichen gegeben hätte, hielten die Pferde an.

Die Alte stieg aus und ging zur Kapelle. — Das Eisengitter öffnete sich. Sie trat ein. Der Wagen harrte ihrer Rückkunft. Es verging eine Viertelstunde. Der Kutscher ließ den Eingang nicht aus den Augen. Es verging wieder eine Viertelstunde; das Mütterchen kehrte nicht zurück. Der Kutscher stierte noch immer auf die Kapellenthüre, und es verging noch eine Viertelstunde und die Alte säumte noch immer.

Da riß dem Harrenden die Geduld; er sprang vom Wagen und eilte in die Kapelle. Das kleine Gotteshäuschen war leer. Ich habe doch den Eingang nicht aus den Augen gelassen, murmelte er; hier ist kein anderer Ausweg möglich. Er schlug ein Kreuz. Jetzt fiel sein Blick auf den Altar und er gewahrte einen Ring. Er nahm den Ring zur Hand und erkannte ihn als jenen seines Herrn. — Nun

schwang er sich auf das Fuhrwerk und jagte im scharfen Trabe nach Hause.

Kossuth hörte mit Verwunderung auf die Erzählung des Kutschers; noch mehr aber erstaunte er, als er in der inneren Fläche des Ringes ein Kreuz eingegraben fand.

„Ein Kreuz?" rief ein Husar verwundert.

„Ja, ein einfaches Kreuz!" versetzte die Zigeunerin.

„Wer war also das Mütterchen?" fragte ein anderer Reiter.

„Ei, wer denn sonst," rief die Erzählerin, „als die Mutter Gottes, welche den großen Mann in ihren Schutz genommen hatte."

„Ja, ja, Du hast Recht," murmelte ein Graubart mit tiefer Weihe, „sie — sie allein kann's gewesen sein."

Hierauf fragte ein Anderer: „Und wozu war es gut, daß Kossuth nicht zu dem Gastmahle des reichen Magnaten fuhr?"

„Das will ich euch erklären. Das Mahl

fand richtig statt. Einer der innigsten Freunde Kossuths war auch geladen, und ließ sich's wohl schmecken. Als er jedoch nach Hause kam, wurde ihm unwohl, und er starb schon am folgenden Morgen. Er war vergiftet."

„Vergiftet!" riefen die Soldaten wie aus Einem Munde.

In demselben Augenblicke drang von allen Seiten ein Freudenschrei herüber.

Mehrere Reiter trabten heran, an der Spitze derselben, einige Schritte voraus, ein ungarischer Officier.

Kaum hatten ihn die Krieger erblickt, so sprangen sie auf.

Der Officier grüßte freundlich, und verschwand mit seiner Begleitung im Dunkel der Nacht.

„Wer ist dieser Mann?" frug die Zigeunerin. — „Arme Soldaten!"

Dieser Ausruf des Weibes brachte einen Sturm unter den Anwesenden hervor.

Die Zigeunerin aber schrie: „Was soll das Toben? Ja, ich wiederhole es noch ein-

mal, ihr seid zu bedauern. Habt ihr die Geschichte gehört von dem Judas, der unseren Herrn und Heiland um dreißig Silberlinge verrieth? Ehe der Mond wieder dreimal voll geworden ist, wird es dort dieser auch so gemacht haben."

Ein Schrei der Entrüstung tönte aus der Gruppe.

Einzelne stürmten auf die Zigeunerin; diese aber schlüpfte durch das Gebüsch, und sie war verschwunden.

*

Fünftes Kapitel.

In der Wohnung, wo die jungfräuliche Sächsin eine Unterkunft gefunden, herrschte eine tiefe Stille. Die kleine Familie, welche außer den beiden Frauen nur noch in Einer Dienerin bestand, hielt sich innerhalb der vier Mauern. Der Donner der Geschütze drang wohl zu ihnen, aber es war nur das Toben eines Wetters, vor dem man sich geschützt

weiß. Mehr Sorge als für ihre eigene Person empfanden beide Frauen für Friedrich. Seit der strengeren Cernirung waren die Thore Ofens abgeschlossen und der junge Arzt durfte seine Lieben weder mehr besuchen, noch konnte er ihnen Kunde von sich geben. Nicht die Trennung allein, auch die Gefahr, in welcher Friedrich fortwährend schwebte, regte sie auf, wenn jene nur Sehnsucht und Bangen, so erweckte diese Besorgniß und Angst. Zwar trösteten sie sich gegenseitig damit, daß die Pflicht den Geliebten weniger dem Kugelregen aussetze, da er nur bei den Verwundeten und Kranken beschäftigt sei, aber die Gefahr, wenn auch minder groß, war doch vorhanden, sie zitterten um das Leben ihres Theuern, und harrten zagend und ängstlich jedem kommenden Tag entgegen.

Die Einförmigkeit in der Familie war aber schon in den ersten Tagen durch ein seltenes Ereigniß gestört worden.

Die Frauen saßen eben beim Mittagsmale, als ein ungarischer Offizier eintrat.

Wenn auch nicht der Anblick, so war doch der Besuch eines dieser Herren überraschend.

Er grüßte höflich.

Die Frauen waren verlegen. — Nicht minder wurde es aber auch der Soldat, als er die Jungfrau gewahrte.

„Sie verzeihen," begann der Militär, „so wie ich merke, bin ich hier ungekannt. Bei Ihnen, mein Fräulein, wundert mich dieß nicht, denn auch ich bin nicht so glücklich, Sie zu kennen. Was aber diese Dame anbelangt, so habe ich nicht gehofft, von ihr nicht erkannt zu werden.

Frau Agnes wurde aufmerksam. Sie entsann sich des Mannes nicht, dessen Antlitz ein starker Bart beschattete.

„Mein Herr" antwortete sie verwundert „ich kann mich in diesem Momente wirklich nicht entsinnen."

„Ist dieß möglich? — Bin ich Ihnen wirklich fremd geworden, und doch sind es nur zehn Jahre —"

„Zehn Jahre," unterbrach ihn die Matrone hastig: „wäre es möglich; sollten Sie — Du —"

„Adolf!" rief die Matrone aufs Höchste überrascht „Du selbst!"

„Ja, ich selbst," versetzte der Offizier und faßte mit mehr Anstand als Zärtlichkeit die Hand der Mutter. Diese zog ihn an sich, und erwiederte, etwas wärmer geworden, die Umarmung.

Das Wiederfinden von Mutter und Sohn nach so langer Trennung war nichts weniger als stürmisch. Die Ueberraschung war fast größer als die Freude. Man erkannte es augenblicklich, daß Beide nicht von jenen Gefühlen beseelt sind, die Mutter und Kind zu beherrschen pflegen, wenn sie nach langer Trennung sich wieder finden.

Pauline war eine stumme Zeugin dieser Scene. Fiel es ihr im ersten Augenblicke schon auf, in dem Fremden einen Sohn des Hauses zu sehen, von dem weder Friedrich, noch Frau Agnes je Erwähnung thaten, so gerieth

sie in noch größeres Erstaunen über den sonderbaren Empfang, über die wenige Herzlichkeit, die bei demselben vorwaltete.

„Das unerwartete Wiederfinden," nahm Frau Agnes das Wort, „hat mich beinahe unhöflich gemacht. Fräulein Pauline, Sie sehen in diesem Herrn meinen Sohn Adolf, der nach zehnjähriger Abwesenheit unverhofft wiedergekehrt ist."

„Und darf ich auch wissen, wer dieses Fräulein ist?" fragte der Angekommene.

„Ein Kind des Hauses!" entgegnete die Mutter mit Ernst, und als Adolf hierüber seine Verwunderung äußerte, sagte sie: „Es ist so; das Fräulein ist meine Tochter, ich hoffe, diese Angabe wird dir genügen."

„Vollkommen, meine Mutter. Es freut mich sehr, eine so liebenswürdige, reizende Schwester zu besitzen, und wenn sie auch nur eine Stiefschwester wäre."

Die Jungfrau erröthete.

Frau Agnes lud den Sohn ein, an dem Mittagsmale Theil zu nehmen. Doch dieser

schlug es ab. Die beiden Frauen ließen sich also wieder auf ihre Plätze nieder und das Gespräch wurde, wenn auch etwas gezwungen, fortgesetzt.

Du bist wohl schon einige Tage hier? fragte die Matrone.

„Ich rückte erst gestern beim Belagerungscorps hier ein. Das Bataillon, bei welchem ich mich befinde, lagert außerhalb der Stadt, seitwärts vom Blocksberge. Wir erwarten jeden Tag den Befehl: in die vorderste Linie zu rücken; wahrscheinlich spart uns der General auf, bis der Tanz ernst wird, denn er weiß wohl, er könne sich auf uns verlassen. Unser Bataillon hat im ungarischen Heere ein Renomée erlangt, um welches es von vielen anderen beneidet wird. Die Croaten, die so glücklich waren, von Gödöllö zurück zu kommen, werden davon zu erzählen wissen. Wie ich höre, soll ein Theil der Ofener Besatzung wieder aus Gränzern bestehen: nun, sie mögen sich freuen, bis wir in die Festung kommen.“

Pauline hörte den Ergießungen des jungen Mannes mit Beben zu. Ihre Wangen wurden blässer, sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Bist Du schon lange bei den Honveds?“ fragte die Mutter.

„Seit dem vorigen Sommer. Ich befand mich in den untern Gegenden, als der Krieg mit den Raizen begann, und ließ mich einreihen. Ich habe viele heiße Tage mitgemacht, bin aber, Gott sei es gedankt! immer glücklich davon gekommen, trotz der oft mörderischen Tage den Serben gegenüber.“

„Wir haben mit Entsetzen die schrecklichen Berichte vernommen.“

„Und wir haben mit Freude unser Leben gewagt, um für's Vaterland zu siegen oder zu sterben. Es sind Viele, sehr Viele geblieben, aber wir haben ihren Tod gerächt, die Raizen werden sich gewiß nie mehr gegen die Magyaren erheben. Es erging ihnen gerade so, wie jetzt den Romänen und Sachsen in Siebenbürgen; diese werden kein Gelüste mehr

tragen, die Union zu lösen, die auf einem Reichstage beschlossen wurde, bei dem sie ihre Vertreter hatten. Wenn sich in einem constitutionellen Staate die Minderheit den Beschlüssen der Mehrheit nicht fügen will, dann hört jede Ordnung auf, dann muß Anarchie einreißen."

„Ich habe immer gehört," sagte Pauline schüchtern, „daß in den ungarischen Provinzen gerade die magyarische Bevölkerung die Minderzahl bilde."

„Die Abstammung so wenig als die Sprache geben einen Maßstab für politische Gesinnung. In Ungarn leben so viele Millionen Slaven, forschen Sie doch nach und überzeugen Sie sich, der wie vielte Theil von ihnen sich zu jenen slavischen Bestrebungen bekennt, wie man sie von Prag aus zu verbreiten suchte, und die trotz Emissären und Agitationen doch überall zurückgewiesen wurden. Durchwandern Sie die Slovakei, wo Stur und Hurban Freischaaren pressen und kaum Hunderte sich finden, während den Fah-

nen der Magyaren Tausende freiwillig zuströmen. Gehen Sie nach Slavonien und Croatien, und hören Sie, der wie vielte Theil, Sympathien für Oesterreich hat. Die magyarische Parthei ist jedenfalls die überwiegende, und selbst wenn dieß nicht der Fall wäre, wenn die Magyaren auf dem Reichstage die Majorität durch Wahlagitationen erzielt hätten, selbst in diesem Falle hätten die anderen Völker Ungarns den gesetzlichen Boden nicht verlassen und sich zusammenschaaren sollen, damit sie den Magyaren im Wege der Vertretung das entwenden, was sich diese unrechtmäßig zugeeignet oder was zum Nachtheile der Uebrigen diesen in Wien bewilligt wurde. Dieß geschah aber nicht, statt dessen entbrannte der Kampf. Tausende fielen und werden noch fallen; das aber ist die fürchterlichste Nemesis, daß gerade die Woiwodina und das Sachsenland, die am thätigsten die Fahne der Rebellion gegen Ungarn schwangen, daß gerade diese, und mit Riesenarmen, niedergeschmettert wurden.

Pauline stieß einen Weheruf aus und stützte das Haupt in die hohle Hand.

Frau Agnes aber faßte sie liebreich am Arme und sagte: „Sie werden unwohl. Ich will Sie ins Nebengemach geleiten, dort werden Sie sich erholen.“

Der Offizier blieb allein. Er trat mit verschränkten Armen an das Fenster und sah gedankenvoll vor sich nieder.

Frau Agnes kehrte zurück.

„Hat sich das Fräulein schon erholt?“

„Noch nicht ganz.“

„Das Unwohlsein wird doch nicht von Bedeutung sein?“

„Es dürfte bald vorüber gehen; das Fräulein pflegt öfters an dergleichen Anfällen zu leiden.“

„Das Fräulein lebt wohl schon lange in Ihrem Hause?“

„Ziemlich lange. Ich kann mich jedoch einer Bemerkung nicht enthalten. Deine Aufmerksamkeit für das Fräulein scheint Dich Alles Andere vergessen zu machen. Du hast

es noch nicht der Mühe werth gehalten, Dich nach Friedrich zu erkundigen."

Adolf zog geringschätzend die Lippen in die Höhe und erwiederte: „Wenn ich nicht nach Friedrich geforscht habe, so geschah es deßhalb, weil ich über sein Schicksal ganz beruhigt bin."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Mein Himmel! ich spreche doch ohne Hinterhalt. Ein junger Mann, der sich einer wolhabenden Mutter erfreut, die ihm keine Unterstützung versagt, ein junger Mann, der schon als Kind so fromm und wohlgezogen umherwandelte und überdieß von einem sorgsamen Mutterauge wie ein Schatz überwacht wurde, einem solchen Glücksvogel kann es nur wohlergehen. Ich bin überzeugt, ihn irgendwo in der Nähe glücklich vermählt, vielleicht gar als behäbigen Hausherrn zu finden, der in diesem Augenblicke um sein Haus zittert, da es ihm von Kanonenkugeln zerschossen werden könnte."

„Du irrst Dich, Adolf; Friedrich ist weder vermählt noch wohlhabend. Du überschätztest die Hinterlassenschaft Deines Vaters,

wenn Du glaubtest, sie sei so groß gewesen, um für Häuserkäufe auszureichen. Uebrigens erhieltest Du Deinen Erbtheil und bist um keinen Heller verkürzt worden."

„Ich habe daran nicht gedacht," antwortete der Offizier geringschätzend, „was ich besitze, oder besser gesagt, was ich bin, reicht hin, mich zu erhalten, und mehr wünsche ich nicht. Um wieder auf Friedrich zu kommen, wo kann ich ihn treffen?"

„Er befindet sich in der Festung."

„In der Festung?'

„Er ist Feldarzt."

Adolf fuhr betroffen zurück. „Feldarzt" rief er, „und bei den Oesterreichern! Und Sie haben es zugegeben, daß er den Feinden unseres Vaterlandes diene?"

„Der Arzt, wo er sich immer befinden möge, dient nie einer politischen Partei, sondern immer nur der Menschheit. Nur gesunde, kampffähige Menschen können sich als Feinde gegenüberstehen. Bei Kranken und Verwundeten hört, so wie bei den Todten, jede Par-

teiung auf. In den Lazarethen und auf den Kirchhöfen gibt und soll es keinen Unterschied geben. Uebrigens, wenn Friedrich auch kein Arzt wäre, und er hätte die Partei des Kaisers ergriffen, ich würde ihn auch nicht getadelt haben."

„Sie sind eine Frau, Sie wissen die Gefahr nicht zu ermessen, in welcher das Vaterland schwebt; in Augenblicken, wie der jetzige soll Jeder, der es nur vermag, seinen Arm oder seine Kenntnisse dem allgemeinen Besten weihen. Wenn Friedrich aber trotz dem auf Seite Derjenigen steht, die ausziehen, um Ungarn zu unterdrücken, so ist dieß ein Beweis, daß er weder Herz noch Sinn für diejenige Nation hat, in deren Mitte er geboren wurde, deren Land sein Vaterland, deren Rechte ihm heilig sein sollten wie sein Glaube. Also zwei Brüder, wenn auch nicht von derselben Mutter geboren, so doch von demselben Vater erzeugt, stehen sich feindlich gegenüber. Freund gegen Freund, Bruder

gegen Bruder, Sohn gegen Vater, das ist der Charakter dieses Krieges; das ist es, was den Kampf grausam und herzzerreißend macht, und darum wehe denjenigen, die dieses Schlachten und Brennen heraufbeschworen, die Geschichte wird sie fürchterlich richten!"

Nach diesen Worten ergriff er seine Mütze, faßte die Hand der Matrone und sagte: „Mutter, ich muß Sie wieder verlassen. Die letzte Nachricht hat mich aufgeregt. Ich und Friedrich, wir haben uns zwar niemals brüderlich geliebt, aber wir würden jetzt als Männer uns dennoch freundschaftlich genähert haben, nun aber ist auch dieß unmöglich geworden. Ich gehe, in der Ueberzeugung, daß Sie Ihre Thüre vor dem Sohne nicht verschließen, wenn er auch den Rebellen dient, in dieser Ueberzeugung werde ich wiederkehren."

Frau Agnes eilte zu Paulinen.

„Ist er schon fort?" fragte die Jungfrau rasch.

„Ja, er hat sich entfernt."

„Seine Reden zerrissen meine Brust, seine Worte drangen wie Dolchstiche in meine Seele.“

„Fassen Sie sich, theures Kind! und beruhigen Sie sich. Die unvermuthete Ankunft Adolfs darf Sie nicht im Entferntesten beunruhigen. Er ist kein böser Mensch; oder war es wenigstens damals nicht, als er in die Fremde zog. Mein Gatte war Wittwer, als ich mich mit ihm vermählte, und Adolf war die Frucht seiner ersten Ehe. Die Spannung, die Kälte, die Sie wahrnahmen, schreibt sich noch aus früherer Zeit her. Die beiden Brüder vermochten sich von Jugend auf nicht zu vereinen, und Sie wissen, wie selten der Friede in einer Familie eingekehrt, wo Kinder verschiedener Ehe vorhanden sind. Ich gestehe es, in dieser Beziehung bin ich nicht frei von Schuld; jetzt nach Jahren, nach gereifter Erfahrung erkenne ich, daß ich eher dadazu beitrug, die Gemüther der beiden Brüder zu erbittern, als sie zu versöhnen, obwohl ich es nicht mit Absicht that. Adolf verließ

also mit bitterem Groll das väterliche Haus und ließ während der langen Zeit nur einmal von sich hören und zwar nach dem Tode meines Mannes, um sein väterliches Erbe zu beanspruchen, was ihm auch übersendet wurde. Seine unvermuthete Ankunft hat mich überrascht; der Umstand, daß er in den Reihen der Magyaren dient, berührte mich unangenehm, und so mag es gekommen sein, daß mein Empfang abstoßend, die alte Bitterkeit in seinem Herzen weckte. Ich will aber meinen Fehler gut machen; ich will mich mit ihm verständigen, aussöhnen! ich bin dies meinem Gatten, seinem Vater, schuldig."

Pauline seufzte tief auf und flüsterte: „Möge es Ihnen gelingen, theure Mutter! möge der Himmel Alles zum Besten wenden."

Die beiden Frauen umarmten sich gerührt und beide, wenn sie auch nicht sprachen, dachten doch im Herzen an Friedrich.

Viertes Kapitel.

Die Anstrengungen der beiden Armeen währten fort.

Der Schaden in der Festung stieg von Stunde zu Stunde. Die Zerstörung griff immer mehr um sich, und die Vertheidigungsarbeiten gingen nur langsam von Statten. Ein besonderes Augenmerk hatte der Feind auf jenen Theil des Walles gerichtet, der zwischen dem Wiener- und Stuhlweißenburger Thore lag. Diese Linie war durch fünf und zwanzig der schwersten Geschütze vertheidiget; auch suchte man die Brustwehren durch Erdaufwürfe und Sandsäcke zu verstärken und zu erhöhen; allein auch die Belagerer thaten das ihre, um gerade diese Linie mit Geschoßen aller Art zu überschütten. Sechs Zwölfpfünder auf dem Schwabenberge, acht schwere Geschütze vom Blocksberge, zwanzig Piecen

anderer Gattung von den Weingärten, unterhielten ein mörderisches Feuer, so daß nicht nur die Festungswerke, sondern auch die meisten naheliegenden Häuser zerstört wurden.

Die Nacht vom Zwölften auf den Dreizehnten nahte heran.

Die Ungarn hatten den Spitzberg besetzt und erbauten dort zwei Breschbatterien in einer Entfernung von kaum achthundert Schritten vom Walde. Die Richtung der Geschütze ging auf jenen Theil der Linie zwischen der Rondelle Nr. 1, nächst dem Stuhlweißenburger Thore und der Rondelle Nr. 14. — Diese Batterien schoßen später die Breschen.

Das rastlose Beschießen der Festung drohte diese ganz zu zerstören; schon waren Gebäude abgebrannt, eingestürzt, schon stand die königliche Burg in lichten Flammen und noch immer schienen sich die Schüsse zu vermehren, schon waren mehrere kleinere Stürme auf das Wasserretanchement abgeschlagen, als General Hentzi am Abend des dreizehnten

Mai gegen Pesth das Bombardement wieder eröffnete. — Gegen sieben Uhr begann das Feuer nach dieser Seite. — Bomben, Raketen und Granaten kreuzten sich über der unglücklichen Stadt.

Angst und Erbitterung ergriff die Gemüther der Zurückgebliebenen. Einzelne Flüchtlinge eilten durch die Straßen. Bald lichteten die Flammen die schauerliche Nacht. Die Bomben zischten und ließen einen feurigen Streifen hinter sich, sie schlugen durch mehrere Stockwerke und platzten. Die Ungarnhauptstadt brannte an mehr als sechs Orten. Die Brunst wirbelte gegen den Himmel, wie ein feuriger Fluch, der sich zu den Wolken ringt; die Funken stoben und tanzten im gewaltigen Kreise. Die Sterne oben verbargen sich in den Nebeln der Nacht, und der Himmel erröthete und spiegelte sich in der Donau, die rauscht und schäumt und wogt, und ihre Wellen brandend an die Ufer entsendet. Aber auch die andere der Schwesterstädte ist taghell beleuchtet, das Flammenmeer in Pesth

ist riesig genug, noch eine Stadt zu beleuchten. Jene Wälle, welche Feuer und Tod herabschleudern, strahlen wie zum Hohne in diesem schaurigen Licht. Fünf Stunden donnerten die Geschütze gegen Pesth, fünf Stunden der maßlosen Zerstörung! Wozu man im Frieden eine Reihe von Jahren bedurfte, um es zu erwerben, zu schaffen, zu bauen, das wurde jetzt in fünf Stunden vernichtet.

Endlich schlug die zwölfte Stunde.

Die entsetzliche Nacht hatte ihre Mitte erreicht. Die Feuerschlünde verstummten. Das Echo des Kanonendonners war in den Bergen verhallt.

Auf der Terrasse eines Hauses, deren Höhe die Aussicht über die Stadt gewährte, stand eine Frauengestalt.

Ein dunkles Kleid umfloß den schlanken Leib, die freigewordenen Haare bewegten sich mild und leicht im sanften Frühlingswinde. Die Arme der Dame lehren am eisernen Geländer, ihre Blicke schweifen über die Dächer der niederer gelegenen Häuser.

„Welch ein herzerschütternder Anblick!“ flüsterte sie. „Ich kann nicht schlafen, nicht ruhen, mich drängt es herauf ins Freie, um mit eigenen Augen zu schauen die Verwüstung, um mit meinen Ohren zu hören die Klagen; ich finde keine Ruhe, keine Rast, so lange ich nicht die Sendung vollzogen, die das Wohl des Vaterlandes erheischt. Wird es mir gelingen? Ja, wer im jetzigen Augenblicke diese Frage zu beantworten vermöchte! Doch es muß bald entschieden werden, der günstige Augenblick kann nicht mehr fern sein. Die Oesterreicher vertheidigen die Festung mit Hartnäckigkeit, das ist unserer Sache günstig; aber dieses unselige Bombardement! Das Feuer lodert noch hoch auf, man wagt kaum, es zu dämpfen, man läßt das Element gewähren, und weiß doch, daß es haßt, was die Menschen schaffen. Mein armes Vaterland! Wann wird die Ruhe in deinen Gefilden wiederkehren, und wie lange wirst du brauchen, um dich zu erholen?“ Als wagten sie es nicht, die Fragen zu beantworten, ver-

stummten ihre Lippen. Ein schwerer Seufzer rang sich aus der Tiefe ihrer Brust. Sie verließ die Terrasse und ging hinab zur Mutter.

Die Matrone schlief.

Auch sie bestieg das Lager: vor Müdigkeit schloßen sich bald die Augen, die weichen Lider sanken zu. Der Schlummergott nahm die Magyarin in seine Arme. Aber das aufgeregte Blut spiegelte die letzten Eindrücke wieder, doch schrecklicher, noch verzerrter durch fantastische Fratzen, durch scheußliche Gestalten, wie sie nur eine überfluthende Fantasie zu formen vermag.

Als sie erwachte, stand ihre Mutter besorgt an ihrem Lager.

„Bist du unwohl, meine Thekla?“

Die Jungfrau seufzte und erwiederte: „Nein, liebe Mutter, mir fehlt nichts, ich habe nur geträumt.“

„Es ist schon spät am Tage, Du hast lange geruht.“

„Geruht? Ach nein, ich habe nur ge-

schlafen. Hat die Beschießung der Stadt nicht neuerdings begonnen?"

„Bis zu diesem Augenblicke noch nicht."

Man kann also die Stadt ungefährdet verlassen? Wohlan, so wollen wir aufbrechen."

„Wohin, meine Tochter?"

„Auf Umwegen ins ungarische Lager!"

*

Siebentes Kapitel.

Seit dem ersten Besuche Adolfs bei seiner Mutter waren einige Tage verflossen, und jeder derselben sah ihn wenigstens einmal in der Behausung der Wittwe. Seine Aufmerksamkeit für Pauline war so offen und frei, er beschäftigte sich meistens mit ihr, und war es nur das würdige Benehmen des Fräuleins, oder sein eigenes Zartgefühl, welches ihn zurückhielt, nie überschritt er die Gränzen des Anstandes und wußte seine Huldigungen eben so zart als natürlich darzubringen.

Paulinens Lage wurde bei solchen Ver-

hältnissen immer peinlicher. Sie sah Adolf als den künftigen Verwandten und wollte ihn weder kränken, noch durch ihr Benehmen Hoffnungen gewähren, die er etwa in Bezug auf ihre Person hegen sollte. Ihr inniges Verhältniß zu Friedrich war dem neuen Bewerber um ihre Gunst noch unbekannt. Sie berathschlagte, ob es nicht besser wäre, ihm dasselbe offen mitzutheilen.

So oft Sie allein war, suchte sie einen Pfad durch diese Wirrniß, tiefe Besorgniß ergriff sie, wenn sie an das erste Zusammentreffen der Brüder dachte.

In solchen Gedanken wurde sie an einem Nachmittage durch Adolfs Eintreten unterbrochen.

Sie erschrack, als sie ihn erblickte, denn Frau Agnes war außer Hause zu Besuch, sie befand sich also mit dem Offizier allein.

Adolf faßte ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. Die Jungfrau ließ dies wie sonst gewähren.

„Ich finde Sie heute allein!“ bemerkte er nach den gewöhnlichen Grüßen.

„Frau Agnes ist bei der Nachbarin.“

„Die Mutter dachte wahrscheinlich nicht, daß ich kommen würde?“

Pauline blieb stumm.

Adolf fuhr fort: „Sonst wären Sie wahrscheinlich nicht allein geblieben.“

„Sie sind im Irrthume, mein Herr,“ entgegnete die Jungfrau mit Würde, „von meiner Seite gibt es weder für mich, noch für Ihre Mutter eine Ursache, das Alleinsein mit Ihnen fürchten zu müssen.“

„Ich weiß nicht, soll ich diese Mittheilung als eine Beleidigung oder als Schmeichelei hinnehmen.“

„Ich wollte weder das eine noch das andere; zu dem Ersteren haben Sie mir noch keine Ursache gegeben, auch werde ich nie außer Acht lassen, daß Sie der Sohn meiner Wohlthäterin sind; zu dem Letzteren würde ich einem Manne gegenüber niemals die Zuflucht nehmen.“

„Sei dem wie ihm wolle," entgegnete der Offizier, „wir sind jetzt zum ersten Male allein, und ich danke dem Zufalle, der dies so gefügt."

„Mein Herr! ich will nicht hoffen, daß Sie —"

„Seien Sie außer Sorge, Fräulein Pauline, Sie haben es mit einem Manne zu thun, der nie vergessen wird, was er dem weiblichen Zartgefühle und der Sittsamkeit schuldig ist. Daß ich aber t otzdem mit Ihnen allein zu sein wünsche, daran trägt jene gewisse unerklärliche Scheu die Schuld, die uns immer abhäst, vor älteren Personen von unseren Gefühlen zu sprechen."

„Von Gefühlen?" entgegnete Pauline betroffen, „Sie wünschen also mit mir von Gefühlen zu sprechen? Wie komme ich, die Sie kaum acht Tage kennen, dazu, von Ihnen in Sachen Ihrer Gefühle in's Mitleid gezogen zu werden?"

„Wie Sie dazu kommen? Ganz einfach; denn diese Gefühle gelten Ihnen."

„Mir!" rief Pauline erstaunt, ach! mein Herr, ich habe nicht geglaubt, daß Krieger, die an das wilde Leben im Felde gewohnt, auch Gefühlen zugänglich sind; Gefühlen, die mit ihrem Handwerke oft in grellem Contraste stehen. Mein Herr, ich durcheile im Gedanken die Reihe der Gefühle, die in der Menschenbrust heimisch sind, und ich finde kein Einziges, welches ich Ihnen in dieser kurzen Zeit eingeflößt haben könnte und von dem Sie sich scheuen müßten, mit mir in Gegenwart Ihrer Mutter zu sprechen."

„Sie finden keines — das heißt, Sie wollen keines finden. Sie weisen immer auf die wenigen Tage unserer Bekanntschaft hin, als ob ein Strom nicht eben so durch einen Wolkenbruch, wie durch einen anhaltenden Landregen aufschwellen und sein Beet überfließen könnte; als ob der einherfahrende Blitz nicht schneller als eine sich langsam fortpflanzende Holzflamme zündete."

Pauline entgegnete: „Der Blitz zündet und zerstört zugleich; die Fluthen des Wol-

fenbruches verrinnen eben so schnell, als sie gekommen. Die Gefühle, die wie Treibhausblumen über Nacht sich entfalten, welken eben so schnell wie diese; sie verdorren unter dem ungewohnten Sonnenstrahl des Lebens."

„Fräulein, Sie vergessen die Zeit, in welcher wir leben. Was in der Welt vorgeht, geschieht mit reißender Schnelle. Die Begebenheiten stürzen im eilenden Lauf an uns vorüber; kaum hat man die eine erfaßt, nimmt schon eine andere ihren Platz ein. In einer solchen Zeit, mein Fräulein, tritt der innere, wie der äußere Mensch aus dem gewohnten Gleise, in einer solchen Zeit hat das behäbige Sichgehenlassen aufgehört; der Augenblick gebiert ein weltgeschichtliches Ereigniß, warum soll dieser Augenblick nicht auch ein beglückendes Gefühl wachrufen? In in einer Stunde schließen die ersten Männer zweier Völker den Bund, um ein gehaßtes Joch abzuschütteln, warum sollten in derselben Zeit nicht zwei Herzen ein Bündniß schließen, um sich ewig anzugehören? Fräu-

lein Pauline, hören Sie mich an. Ich bin keiner jener Männer, die jedem Mädchen entgegentreten, um ihr Hand und Herz anzubieten, und wenn sie das letztere errungen, die erstere von sich weisen. Ich bin offen und gestehe Ihnen, daß Ihre Erscheinung in meiner Brust einen tiefen Eindruck hervorgebracht hat. Daß ich Ihnen dies so kahl und offen bekenne, mag als Beweis meines Vertrauens gelten."

„Ihr Vertrauen freut mich," versetzte die Jungfrau, „und ich will Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich will es glauben, daß meine Erscheinung, wie Sie sagen, bei Ihnen einen Eindruck hinterlassen hat, allein man darf dem ersten Eindrucke nicht immer trauen! Es würde mir wehe thun, Sie kränken zu müssen, denn was Sie auch in Bezug auf mich hoffen mögen, ich müßte Alles — Alles zurückweisen. — Es widerstrebt meiner Denk- und Empfindungsweise, ein Bündniß zu schließen, das so plötzlich sich aufdrang; mögen die Ereignisse der Außenwelt sich über-

stürzen, die Welt in meinem Innern soll unberührt davon bleiben; im Reiche meines Herzens bin ich die Herrin, da soll kein unreifes Gefühl die Ruhe stören."

Adolf, welcher aus diesen Worten wieder einige Hoffnung schöpfte, entgegnete:

„Sie vermögen sich von dem Gedanken unserer kurzen Bekanntschaft nicht zu trennen. Ich will Ihnen nur Ein Beispiel aus der Wirklichkeit mittheilen, welches geeignet sein dürfte, Sie zu widerlegen. Bei unserem Bataillone befindet sich ein Oberlieutenant. Der Name trägt nichts zur Sache bei. Vor einigen Monaten zogen wir wieder siegreich in Erlau ein. Mein Kamerad war damals noch Lieutenant. Der Zufall wollte es, daß er zu einer Familie ins Quartier kam, die in Folge des Bürgerkrieges ganz derangirt war. Angst und Schrecken hatten die alte Mutter getödtet. Der Vater war als kaiserlich gesinnt schon beim Beginn des Krieges entflohen, der Eine Sohn diente als Offizier bei den Husaren, der andere befand sich in der kaiserli-

chen Artillerie. Es war nur noch eine Tochter da, ein hübsches Mädchen, kaum zwanzig Jahre alt. Ich muß bemerken, daß die erwähnte Familie zu den angeseheneren und wohlhabenderen der Stadt gehörte. Das Fräulein führte also im Verein mit einem alten verläßlichen Diener und einer Magd das Hauswesen. Es war neun Uhr Morgens, als wir in der Stadt eintrafen. Mittags speiste der junge Lieutenant mit seiner freundlichen Wirthin und Abends um 5 Uhr — was ich erzähle ist reine Wahrheit — standen sie am Traualtare. Sollten Sie es wünschen, noch heute diese Dame als glückliche Gattin kennen zu lernen, so soll es mich freuen, sie bei Ihnen aufzuführen."

Pauline lächelte:

Ich danke, mein Herr. Ich vergönne der Dame ihr Glück und wünsche nur, daß es ein dauerndes sein möge. Es mag dergleichen Fälle noch mehr geben, allein sie werden meinen Entschluß doch nicht ändern, denn einzelne Ausnahmen können niemals als Re-

gel gelten. Man möge von Sympathien sprechen, zu einem solchen Schritte gehört denn doch ein tüchtiges Maß von — Leichtsinn. Das Beispiel, sein Glück durch Leichtsinn zu suchen, ist aber zu gefährlich, um es nachzuahmen.“

Bevor Adolf noch Zeit gewann, eine neue Einrede zu versuchen, wurde das Gespräch durch die Ankunft der Matrone unterbrochen.

Die Unterhaltung nahm hierauf eine gleichgültige Wendung, und Adolf verließ, eben so unruhig als er gekommen, die mütterliche Wohnung.

An demselben Abende unterhielten sich beide Frauen von dem Vorfalle, denn Pauline hatte es nicht versäumt, der Matrone das Gespräch mit Adolf mitzutheilen.

Sie wurden durch das rasche Aufgehen der Thüre gestört.

Ein Mann in Civilkleidern eilte herein.

Beide Frauen stießen einen Freudenruf aus, und Friedrich stand vor ihnen. —

Pauline wußte sich vor Freude kaum zu fassen. Der junge Mann drückte ihre Hand an sein Herz und sagte:

Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, ich mußte Sie und meine theure Mutter sehen. In Tagen der Gefahr von seinen Lieben getrennt zu sein, und kein Sterbenswörtchen von ihnen zu hören: wer würde da nicht jede Möglichkeit benützen, um dem glühenden Verlangen seines Herzens zu genügen?"

„Aber, lieber Friedrich" unterbrach ihn die Mutter, „auf welchem Wege bist du aus der geschlossenen Festung gekommen?"

Der junge Mann lächelte:

„Der Weg, meine Theuren, ist kein gewöhnlicher. Von Thür und Thor keine Rede. Daß ich aber dennoch hier bin, und wieder zurückzugelangen im Stande sein werde, das verdanke ich einem Freunde, einem jungen Soldaten, der — doch wozu diese Erläuterungen, es sei euch genug, daß ich hier bin, daß wir uns gegenseitig sprechen und uns über-

zeugen, daß wir bis jetzt allen Gefahren entronnen sind."

„In der Festung," sprach Pauline, mag es wohl unheimlich und traurig genug hergehen?"

„Traurig? Nein. Alles ist wohlgemuth und guter Dinge. Die Soldaten thun ihren Dienst, der freilich nicht nur ein strenger, sondern auch ein gefährlicher ist. Es wird noch manchen Sturm kosten, bevor es unsern Feinden gelingen wird, auf den Wällen Ofens die Tricolore aufzupflanzen. Unser Commandant, der ehrwürdige Hentzi, ist ein alter Degen, der es versteht, die Besatzung aufzumuntern und zu begeistern. Was thut der alte Herr neulich? Am frühen Morgen läßt er sich die Pallisaden an der Wasserleitung öffnen, und sprengt, von einer einzigen Ordonnanz begleitet, zum Hotel an der Brücke. Dort läßt er sich eine Suppe zum Frühstück bereiten, wartet bis sie fertig ist, verzehrt sie mit Muße und sprengt dann wieder zurück. Wenn die Honveds, die kaum 500 Schritte von dem Gasthofe lagern, nur eine Ahnung dieses Wagnisses gehabt hätten, der köstliche

Fang wäre ihnen kaum entgangen. Der General richtet oft selbst die Geschütze; und bei einer solchen Gelegenheit wurde sein Diener, der ihm eine Tasse Süßigkeit nachtrug — denn der General leidet an Heiserkeit — hart an seiner Seite schwer verwundet. Da er der einzige österreichische General in der Festung ist, und die Ungarn dieß wissen, so beginnt, so oft sich die hechtgraue Uniform auf den Wällen sehen läßt, allsogleich die Kanonade nach jenem Punkte; trotzdem legt der Alte weder seine Uniform, noch seinen Federhut ab. Wenn ihn die Ofner zeitlich Morgens von seinem Hause — er wohnt bei der Fortuna — gegen die Wälle schreiten sehen, so sagen sie: Nun wird das Donnerwetter gleich beginnen, denn die graue Wolke hat sich schon erhoben." Von einer eben so liebenswürdigen als hochgestellten Dame in der Festung erzählt man, sie habe den General halb im Ernst, halb im Scherz beschworen, damit sie im Morgenschlummer nicht gestört werde, nicht so zeitlich auf Recognoscirung zu gehen."

„Der General mag wohl ein tapferer Mann sein," sagte Pauline, „aber das Bombardement auf Pesth hätte er doch unterlassen sollen."

„Darüber," sagte Friedrich, „mag ich kein Urtheil abgeben; so viel aber ist gewiß, daß es in einem abgehaltenen Kriegsrathe schon halb und halb beschlossen war, Pesth durch volle zwölf Stunden zu bombardiren, und daß es nur der Hauptmann Pollini vom Ingenieur-Corps war, der gegen eine solche unnütze Zerstörung Einsprache that und auf solche Weise die unglückliche Stadt vom völligen Ruin errettete."

„Und du, mein Sohn," fragte jetzt die Mutter besorgt, „bist du keinen Gefahren ausgesetzt?"

„Nicht mehr und nicht minder als jeder andere Bewohner Ofens, der sich nicht gerade in den Keller versteckt. Ich thue meine Pflicht und denke nicht an die Gefahr, das ist das Beste, um ihr mindestens nicht in den Weg zu laufen. Sie sind hier wohl auch so ziem-

lich verschont geblieben, ich sah dieses voraus. Die arme Christinenstadt leidet dagegen sehr, denn sie liegt zwischen den beiden Feuern. Was aus der Ofner Stadt werden wird, wenn es noch einige Tage so fortgehen sollte, vermag ich mir kaum vorzustellen, die Verwüstung ist gräulich. Doch genug davon."

„Ja," nahm die Mutter das Wort, „ich will Dir eine andere überraschende Neuigkeit mittheilen: Dein Bruder Adolf befindet sich in der Nähe."

„Adolf!" rief Friedrich erstaunt.

„Er ist Offizier bei den Honveds."

„Adolf bei den Insurgenten?!"

Dieser Ausruf oder vielmehr der Ton, mit dem er geschah, beurkundete die Gefühle des jungen Mannes.

Ueberraschung und Schmerz ergriffen seine Seele; er sprach nicht mehr, sondern lehnte sich traurig an seinen Stuhl.

Endlich sagte er:

„Die Neuigkeit, liebe Mutter, war in der

That eine überraschende, leider aber keine erfreuliche, da ich von nun an das peinliche Gefühl mit mir herumtrage, meinem einzigen Bruder feindlich gegenüber zu stehen."

Pauline näherte sich dem Geliebten.

„Friedrich," bat sie mit zärtlichem Tone, „geben Sie dem Kummer nicht zu viel Raum in Ihrer Brust. So wie Sie nach Ihrer, so hat Adolf nach seiner inneren Ueberzeugung Stand und Partei gewählt; er gehört zu den wärmsten Anhängern der äußersten Partei; in seinen Augen ist jeder, der mit Oesterreich ist, ein Feind des Vaterlandes und der Freiheit. Wir wollen hoffen, daß die Zukunft ihn eines Anderen belehre, bis dahin aber vergessen Sie nie, daß er der Sohn Ihres Vaters ist."

Friedrich drückte die Hand seiner Geliebten an seine Lippen.

In diesem Augenblicke vernahm man von der Straße herauf ein dumpfes Gemurmel.

Die Anwesenden wurden aufmerksam. Man

unterschied Männerstimmen, welche rasch aufeinander folgten.

Frau Agnes eilte ans Fenster und öffnete es. Friedrich und Pauline blieben hinter ihr, so daß sie von unten aus nicht gesehen werden konnten.

Die Versammelten auf der Straße sprachen magyarisch.

Nur Pauline war dieses Idioms unmächtig.

„Ihr habt euch geirrt, Nachbar! hörte man Einen rufen.

„Der Teufel auch!“ lautete die Antwort, „was ich mit eigenen Augen sehe, lasse ich mir nicht hinwegraisonniren.“

„Ja, ja, Vater Pali hat recht, er hat gesunde Augen.“

„Aber es ist ja Nacht; in der Dunkelheit kann man sich leicht betrügen.“

„Ich werde doch einen Mann auf zehn Schritte Entfernung erkennen?“

„Ihr habt ihn also wirklich gesehen?“

„Ja, ein Schwab wars."

Die Menge wiederholte:

„Ein Schwab, ebata Schwab! — In der Nacht! — In der Richtung von der Festung!"—

„Ja," bekräftigte Vater Pali, „das ist sehr verdächtig und ich meine"—

„Nun, was meint ihr?" fragten Mehrere zugleich.

„Der Schwab ist ein — Spion!"

Dieses Wort schlug wie ein Funke in eine Pulvertonne.

„Ein Spion," rief es von allen Seiten, ja, ja, er ist ein Spion!"

„Und wo habt ihr ihn aus dem Gesichte verloren?" —

„Gerade in dieser Gegend."

„Ja, er muß in eines dieser Häuser entschlüpft sein, denn wie ihr wißt, Nachbar, kam ich euch gerade entgegen, und da an mir keine einzige Seele vorüber ist, so muß er hier in

der Nähe entwischt sein und vielleicht in dieses Haus."

„Ja, ja, er muß in diesem Hause sein!" rief Vater Pali.

*

Achtes Kapitel.

„Heiliger Himmel," flüsterte Pauline erblassend, was ist vorgefallen, was sprechen die Männer?"

Die Matrone entgegnete hastig:

„Es ist die Rede von einem deutsch gekleideten Manne, den man in dieses Haus schlüpfen sah; es ist ohne Zweifel Friedrich, den sie meinen; er wird für einen Spion gehalten."

Die Jungfrau erbebte.

„Fassen Sie sich, theure Pauline," bat der junge Mann, „ich fürchte die Leute unten nicht."

„Du darfst nicht vergessen, daß Viele von

deiner Anstellung als Feldarzt wissen. Doch stille, wir wollen hören, was sie beschließen."

Plötzlich hörte man eine Stimme von der Gasse, welche rief:

„Da wäre er wohl leicht herauszuholen!"

„Ei freilich; die rückwärtige Verbauung verhindert jedes Entkommen."

„Ja, die verdammten Schwaben sind Feinde des Vaterlandes — machen die Spione und verrathen die Nation."

„Ja," rief jetzt eine Stimme aus dem Haufen, „wir wollen ihn fangen und todtschlagen."

Dieser Entschluß wurde mit Jubel begrüßt.

Im nächsten Augenblicke stürmten sie auch schon gegen das Hausthor.

„Seid außer Sorge," flüsterte Friedrich zu den Seiten, „ich habe früher das Hausthor hinter mir geschlossen, hier ist der Schlüssel."

Frau Agnes übernahm selben und flüsterte:

„Verhaltet euch ruhig, ich will sie anreden.“

Sie trat ans Fenster.

„Was wünschen Sie, meine Herren?“ rief sie in magyarischer Sprache hinab.

„Lassen Sie öffnen. — Wir müssen in's Haus. — Es ist ein Schwab darin. — Ein Spion!“ so rief's von mehreren Seiten.

„Sie irren sich, meine Herren, hier ist kein Spion.“

„Ei was. — Nur aufmachen. — Wir wollen uns selbst überzeugen. — Aufmachen oder wir stürmen das Thor. — Das Thor soll geöffnet werden!“

Frau Agnes entfernte sich vom Fenster.

„Du mußt Dich verbergen,“ flüsterte sie Friedrich zu.

„Ich mich verbergen? nimmermehr!“

Pauline klammerte sich an den Geliebten.

„Friedrich,“ bat sie mit stotternder Stimme, „ich bitte Sie, verbergen Sie sich.“

„Vergiß nicht, daß man Dich morgen in der Festung vermissen wird!“ mahnte die Mutter.

„Ich werde um Mitternacht zurückerwartet,“ klagte Friedrich, „und jetzt ist's nahe an eilf Uhr.

Das ungeduldige Pochen und Rufen am Hausthore nöthigte Frau Agnes, hinabzueilen.

„Verbergen Sie ihn im Alkoven,“ flüsterte sie dem Fräulein zu, „ich werde suchen die Leute unten noch einige Augenblicke aufzuhalten.“

Pauline faßte die Hand des jungen Mannes und sagte mit Innigkeit:

„Friedrich, ich bitte, verbergen sie sich; wenn sie mich lieben, erfüllen Sie meine Bitte.“

Der junge Mann drückte die Hand der Jungfrau an seine Lippen und eilte an die bestimmte Stelle.

Frau Agnes hatte indessen das Hausthor nach einigem Hinhalten geöffnet.

„Meine Herren!" sagte sie, „Sie stören mein Hausrecht auf eine Weise, wie man es von freien Bürgern nicht erwarten sollte. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß in diesem Hause sich kein Spion verborgen hält."

„Ich kenne Frau Agnes," sagte Einer, „sie ist eine Ehrenfrau."

„Ich will es glauben," meinte ein Anderer, „aber der Schelm kann ja ohne ihr Wissen in's Haus geschlüpft sein."

„Durchsuchen wir nur das Haus."

Mit diesen Worten zerstreuten sich die Eingedrungenen nach mehreren Richtungen.

Einige blieben am Thore als Wache, andere beobachteten die Fenster, welche auf die Straße gingen. — Vier von den Männern, unter ihnen Derjenige, welchen sie Pali genannt hatten, begleiteten Frau Agnes.

Pauline befand sich dagegen in dem vordersten Gemache.

Sie war todtenblaß und trotzdem, daß sie in einem Sofa lehnte, vermochte sie dennoch sich kaum aufrecht zu erhalten.

Die vier Männer durchspähten nun in Begleitung der Wittwe die rückwärtigen Theile der Wohnung, und da sie nichts fanden, traten sie in die vorderen Gemächer.

Ihr erster Blick fiel auf Pauline. — Herr Pali, ein kleiner, starkgedrungener Mann mit Vollmonds=Wangen und ungemein steifem Schnurbart grüßte die Dame in magyarischer Sprache.

Die Jungfrau, wäre sie dieser Zunge auch mächtig gewesen, hätte doch nicht vermocht, in diesem Augenblicke zu antworten.

Frau Agnes fand es für nöthig, ihre Gastin zu entschuldigen.

„Das Fräulein spricht nicht ungarisch!" sagte sie.

„Ebata! nicht ungarisch?" rief Herr Pali, eine Ungarin und nicht ungarisch."

„Das Fräulein ist keine Ungarin, sie ist eine —

Da Frau Agnes inne hielt, rief der Zudringliche: „Nun, woher ist sie?"

Die Matrone begann nun auch für Pauline zu fürchten, denn den Hermannstädtern waren die Magyaren nicht gewogen; sie antwortete dießmal in deutscher Sprache:

„Das Fräulein ist aus Wien."

„Aus Wien?!" rief der Dicke ebenfalls deutsch, „freut mich, wir Ungarn haben die Wiener sehr lieb, denn diese haben Sympathie für die Ungarn. Nicht wahr, schönes Fräulein?"

Pauline nikte mit dem Kopfe und hauchte:

„Ja, so ist es."

„Sind Sie schon lange hier?" fragte der Vollwangige weiter.

Frau Agnes antwortete statt der Gefragten:

„Seit einigen Tagen erst. Das Fräulein

hatte nämlich kaum erfahren, daß Pesth wieder von den Magyaren besetzt sei, so eilte sie hieher, denn sie ist die Verlobte meines Sohnes, Sie müssen nämlich wissen, mein Herr, ich habe einen Sohn, der Offizier bei den Honveds ist."

„Bravo, bravo!" schmunzelte Herr Pali, „gute Patriotin, schönes Fräulein, freut mich sehe. Sie werden schon vergeben, daß wir hier eingedrungen sind, aber wir müssen jetzt auf Spione mehr als je wachsame Augen haben. Die Oesterreicher, da sie durch Waffengewalt gegen uns nichts ausrichten, werden zu andern Mitteln greifen; wir kennen das von andern Gelegenheiten her."

Aus den innern Gemächern vernahm man jetzt Geräusch und Männerstimmen.

Zwei von den Männern waren nämlich in das zweite Zimmer getreten, und während nun Herr Pali mit den Damen sprach, ward Friedrich, dessen Gefühl sich ohnedem gegen das unmännliche Verbergen gesträubt, und

der nur dem Flehen der Geliebten nachgegeben hatte, war von den Spähern entdeckt. —

„Ah!" begann der Eine, „da ist der Spion."

„Meine Herren, ich bin kein Spion, ich bin der Sohn des Hauses, entgegnete der junge Mann. Lassen sie mich, ich folge Ihnen freiwillig, wohin Sie wollen."

Der Lärm dieses Wortwechsels wurde in dem vordersten Gemache vernommen.

Bald darauf traten die Drei ein.

Pauline stieß einen Wehruf aus.

Herr Pali rief verwundert:

„Habt Ihr ihn wirklich in dieser Wohnung, bei einer so guten Patriotin gefunden? Teremtette! das hätte ich nicht geglaubt."

„Mein Herr," ergriff jetzt Frau Agnes das Wort, „dieser junge Mensch ist kein Spion, es ist mein Sohn Friedrich."

Pali schüttelte den Kopf:

„Ihr Sohn ist ja Honved-Offizier?"

„Ich habe zwei Söhne."

„Frau Agnes spricht Wahrheit," sagte Einer aus der Gruppe, „dieser Herr ist ebenfalls ihr Sohn, aber deßhalb ist ihm doch nicht zu trauen, er ist Feldarzt bei den Oesterreichern, und gehört in die Festung."

„Ein Schwarzgelber — ein Verräther — ein Spion!"

„Meine Herren," unterbrach Friedrich die Ausrufungen der Magyaren, „ich habe gar keine Ursache, Ihnen gegenüber zu einer Lüge meine Zuflucht zu nehmen. Diese Frau hier ist meine Mutter, ich bin in der Festung als Feldarzt. Ich kam hierher, weil ich um meine alte Mutter besorgt war. Ich bin kein Spion. Ich ersuche Sie, mich der nächsten ungarischen Wache zu übergeben."

„Wache?" rief einer, „wozu Wache, wir sind Wache, wir sind Patrioten! Wir sind unser genug, um über einen Vaterlandsverräther aburtheilen zu können. Wozu sollen

wir mit ihm viel Aufhebens machen? wir werfen ihn in die Donau."

Die beiden Frauen jammerten laut auf.

In diesem Augenblicke vernahm man Waffengeklirre, ein Honved-Offizier, von seiner Mannschaft begleitet, trat ein.

Es war Adolf.

Ohne an etwas Anderes, als an die Rettung des Geliebten zu denken, stürzte Pauline Jenem entgegen und rief:

„Der Himmel sendet Sie, mein Herr, retten Sie ihn, es ist Friedrich."

„Geben Sie Raum, meine Herren!" sagte Adolf, „was ist hier geschehen?"

Pali theilte ihm in Kürze das Vorgefallene mit. —

„Dieser Herr," nahm hierauf der Offizier das Wort, „ist mein Gefangener. Sie aber räumen dieses Haus — Korporal, nehmen Sie einige Mann der Patrouille, und sorgen Sie dafür, daß die Eingedrungenen das Haus

verlassen, und daß auf der Straße keine Zusammenrottung statt finde."

„Herr Pali mit seinen Genossen entfernte sich.

Die noch übrige Mannschaft der Patrouille harrte vor dem Eingange des Gemaches.

Die beiden Brüder standen sich stumm gegenüber.

Die Frauen sahen ängstlich auf Adolf.

Friedrich hatte seinen Blick finster zu Boden gesenkt.

Der Offizier, der Erste, welcher de. stummen Pause ein Ende machte, sagte zu Friedrich:

„Du bist mein Gefangener!"

„Mein Herr," bat Pauline, „wären Sie wirklich im Stande, Ihren Bruder mit sich fortzuführen?"

„Fräulein! Ihre außergewöhnliche Angst um Friedrich wäre mir unerklärbar, „sagte Adolf, sich gegen Pauline wendend, wenn ich

nicht an unsere Unterhaltung von heute Nachmittag dächte. Jetzt begreife ich, was mir vor wenigen Stunden unklar war, und finde daher Ihre Angst ganz natürlich. Leider kann ich Ihrem Wunsche nicht willfahren. Der Dienst in Kriegszeiten, und besonders vor einer belagerten Festung, erfordert eben so viel Genauigkeit als Vorsicht. Wenn sich Friedrich heimlich aus der Festung schmuggelte, hätte er seine Pflicht verletzt. Da man aber einem so gewissenhaften Oesterreicher einen solchen Schritt nicht leicht zumuthen kann, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke an Spionerie auf. Einem Menschen, der gegen sein Vaterland Dienste leistet, kann man alles zumuthen."

„Ich stehe meinem Vaterlande nicht feindlich gegenüber!" rief der Andere, „sondern nur Jenen, die es ins Verderben stürzen wollen."

Pauline brach in Thränen aus.

Frau Agnes, ohne bisher ein Wort zu verlieren, stand stumm zur Seite; ihr Blick

war ernst und kalt. Sie wendete sich jetzt zu Pauline und sagte:

„Weinen Sie nicht; Adolf mag wichtige Gründe haben, den Bruder gefangen in die Gewalt seiner Feinde zu liefern; auch weiß er es zu gut, daß Friedrich dadurch nicht nur der Schmach des Gefangenseins ausgesetzt ist, sondern daß ihn auch — wenn er in der Festung vermißt wird — der Verdacht der Entweichung trifft.“

Die Augen des Offiziers blitzten, er sah seine Mutter an und sagte:

„Ich fühle den Stachel dieser Worte, aber er verwundet mich nicht. Ich handle, wie Pflicht und Verstand es erheischen. Es thut mir wehe, das reizende Fräulein leiden zu sehen; aber es gibt Fälle, wo man alle Gefühle verläugnen muß; und auch ich bin Herr im Reiche des Herzens, kein unreifes Gefühl darf da die Ruhe stören.“

Bei diesen mit Nachdruck gesprochenen Worten erröthete Pauline, denn sie entsann

sich, dieselben Worte gegen Adolf gebraucht zu haben.

Friedrich ergriff die Rede:

„Es sei ferne von mir, Euch durch Bitten zu erniedrigen. Wenn ich das Wort ergreife, geschieht es blos, um von Ihnen, theure Mutter, und von Ihnen, mein Fräulein, Abschied zu nehmen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich die Festung aus keinem anderen Grunde verließ, als um Sie zu sehen. Leben Sie wohl."

Pauline, jede Zurückhaltung vergessend, lehnte weinend an seiner Brust, die Mutter hielt seine Hand mit Inbrunst umfaßt.

Der Offizier sah finster auf die Scene.

Was sein Herz fühlte, welch' eine Aufregung dort herrschte, vermag Jeder leicht zu ermessen. Friedrich von der Mutter und der Geliebten zärtlich umfangen, und er — er stand allein! Für ihn gab es in diesem Augenblicke keine Thräne, für ihn gab es

auf der ganzen Erde kein Herz, welches dem seinen entgegen geschlagen hätte.

Noch nie im Leben hatte er sich so verlassen gefühlt, wie in diesem Momente. Eine ätzende Bitterkeit griff in seinem Herzen um sich; er, der früher so stolz auf den Bruder herabgesehen, er wünschte sich jetzt an seine Stelle, er beneidete ihn.

Friedrich drängte seine Lieben von sich und sagte:

„Laßt mich, ich muß fort."

Er riß sich aus den Armen der Theueren, und eilte aus dem Gemache.

Adolf folgte ihm.

Als sie auf der Straße anlangten, war es bereits ruhig geworden.

Der Offizier theilte die Mannschaft der Patrouille, sandte den größeren Theil mit dem Korporalen nach rechts, er selbst schlug die Richtung nach links ein.

Friedrich, von einigen Honveds umgeben, folgte ihm.

Nur eine kleine Strecke und die äußersten Vorposten der Ungarn waren erreicht.

Adolf entließ die Soldaten und blieb mit dem Bruder allein.

Die Glocke verkündete das dritte Viertel auf Zwölf.

„Friedrich," begann der Offizier, „laß uns ein Wort miteinander sprechen. Indem ich Dich als meinen Gefangenen erklärte, habe ich Dich aus einer Lebensgefahr errettet. Du hattest kein Wort des Dankes für mich gehabt; so wie zum Bitten, bist Du wahrscheinlich auch zum Danken zu stolz. So wie früher das Leben, so will ich jetzt auch Deine Ehre retten, ich will nicht, daß Du bei den Deinen als meineidig Entwichener betrachtet wirst. Wir haben uns als Brüder nie geliebt, obwohl Ein Vater uns erzeugt hat; Deine Mutter hat in mir nie den Sohn ihres Gatten, sondern nur immer das Kind eines anderen Weibes gesehen; ich liebe das Mädchen, ich liebe hoffnungslos; wäre ich ein gewöhn-

licher Mensch, schon diese Gründe reichten hin, Dir gegenüber keine Rücksicht walten zu lassen, abgesehen davon, daß wir politische Gegner sind. Du kannst von hier aus ungehindert dahin gelangen, woher Du kamst, ich entlasse Dich. Ich und die Meinen führen einen Befreiungs- und keinen Vernichtungskrieg; wir achten außer den Gesetzen des Rechtes auch jene der Menschlichkeit. Sieh, Bruder, Du hast heute nicht nur Deine Pflicht verletzt, sondern Du zwangst auch mich, die meine zu überschreiten. Auf Eins muß ich Dich jedoch aufmerksam machen: Wenn ich von meinem Vorgesetzten darüber zur Rechenschaft gezogen würde, daß ich Dich frei ließ, und ihm die Gründe offen und frei mittheile, so habe ich höchstens einen Verweis zu fürchten, würdest Du aber unter denselben Verhältnissen so handeln wie ich, so würden Dich Fesseln und Gefängniß und vielleicht noch mehr erwarten. Das ist der Unterschied zwischen Dir und mir, zwischen meiner und Deiner Partei."

„Meine Antwort," entgegnete Friedrich, „wird eine kurze sein. Nicht Stolz hielt mich ab, Dir zu danken, sondern meine peinliche Lage, die mich alles Andere vergessen ließ. Wenn ich die Freiheit annehme, die Du mir bietest, so kann mich nur die Gefahr, in der meine Ehre schwebt, dazu bewegen, ich werde das Opfer, welches Du Deiner Pflicht bringst, nicht vergessen. Unsere Parteistellung jedoch beruht auf unserer Ueberzeugung. Man kann warm und innig an seiner Partei hängen, ohne deshalb Alles zu billigen, was von dieser Partei ausgeht. Lebe wohl, vielleicht sendet das wechselnde Geschick eine Gelegenheit, die Dich überzeugt, daß ich, wenn auch zu stolz zum bitten, es doch nicht zum danken bin."

Friedrich hielt noch einige Augenblicke an, als erwarte er, daß der Bruder ihm zum Abschiede die Hand reiche, da dies jedoch nicht geschah, so eilte er ohne Gruß von dannen.

Der Offizier sah ihm noch eine Weile nach, bis er im Dunkel der Nacht verschwand.

*

Neuntes Kapitel.

Die Angriffe der Magyaren auf Ofen wiederholten sich von Tag zu Tag, bald von der einen, bald von der andern Seite.

Die Breschbatterien auf dem Spitzberge spielten mit ungeschwächtem Eifer.

Eine österreichische Wurfbatterie nächst dem Graf Sandor'schen Hause sollte zwar entgegenwirken, indem man die früher gegen Pest bestimmten Mörser umwandle und über die erzherzogliche Burg hinwegfeuerte, aber diese Batterie wurde trotz ihrer Flankendeckung durch das Zeughausgebäude so heftig beschossen, daß die herumfliegenden Ziegelstücke, Bomben- und Granatensplitter wie Kartätschen wirkten und die Geschützbedienung unmöglich machten; so kam es, daß die nächst

dem Stuhlweißenburger Thore begonnene Bresche immer weiter wurde, so daß der Festungscommandant in der Nacht vom 19. auf den 20. die Verbauung der Bresche anordnete. Da keine Schanzkörbe vorhanden waren, so wurden mit Erde gefüllte Pulverfässer dazu verwendet.

Der Morgen war kaum herangebrochen, als die Insurgenten, die begonnene Arbeit gewahrend, auf die Arbeiter ein mörderisches Feuer eröffneten, so daß man von dem Unternehmen abstehen mußte.

General Hentzi, die gefährliche Lage bei unvollkommen ausgeführter Verbauung erkennend, ordnete diese abermals an.

Die tapfere Mannschaft, an ihrer Spitze Hauptmann Pollini, derselbe, welcher Pest vor einem zwölfstündigen Bombardement gerettet hatte, schritt wiederholt an's Werk.

Pollini, unter stetem Zurufe die Mannschaft aufmunternd und begeisternd, bestieg die Brustwehre, doch nicht lange währte es

und eine 24pfündige Kugel zerriß ihm den Oberleib.

Der Heldenmüthige fand einen schnellen Tod, ihm war das Leid erspart, Ofens Fall zu sehen. — Das Brückenretranchement wurde, wie oft schon, an diesem Tage wieder angegriffen.

Die Feinde stürmten in den Palatinalgarten und drangen, durch Bäume geschützt, bis an die Mauer, um die Vertheidiger derselben zu vertreiben, was aber nicht gelang.

Das Feuer der Insurgenten wurde am Abende noch durch glühende Kugeln vermehrt, welche das Wachthaus nächst dem Burgthore und einige andere Häuser in Brand versetzten.

Bei zwanzig Scheinangriffe waren von den Oesterreichern tapfer zurückgewiesen, als der Abend vom 20. auf den 21. heranrückte.

Im ungarischen Hauptquartiere auf dem Schwabenberge ging es lebhaft zu.

Ordonanzen und Gallopins ritten ab und

zu, Adjutanten eilten hin und her, um Aufklärungen oder besondere Weisungen zu erbitten und flogen dann zurück zu ihren Chefs.

Der Generalstab war in voller Thätigkeit; es herrschte eine Lebhaftigkeit, daß man alsogleich schließen konnte, wichtige Ereignisse stünden bevor.

Inmitten dieser Rührigkeit fällt vor Allem die Ruhe eines jungen Mannes auf, der obwohl erst 32 Jahre alt, mit gemessener Würde einherschreitet, bald an jenem Tische stehen bleibt, einen Blick auf die Arbeit des Subalternen wirft, mit Manchem einige Worte wechselt in deutscher, französischer oder magyarischer Sprache.

Die Gestalt dieses Mannes ist eine edle; der schlanke Wuchs, die würdevolle Haltung zeichnen sie vor Andern aus. Das brünette Antlitz ist länglich gebildet. Das Haar ist blond, ein Schnurbart deckt und ziert die reizend geformte Oberlippe; von Natur gekräuseltes Haar beschattet das Kinn. Hinter

ein Paar Augengläsern schauen ein Paar dunkle Augen hervor, deren Blick frei, deren Beweglichkeit auffallend. Die Haltung des Kopfes, obwohl männlich, ist doch nichts weniger als kühn. Während des Gehens liebt er es, ob aus Gewohnheit oder als Kopie einer bekannten Napoleonischen Manier wagen wir nicht zu entscheiden, beide Arme rückwärts unter dem Kreuze umfaßt zu halten.

In dem Augenblicke, da wir ihn bemerken, trägt dieser Mann einen schwarzen reichbeschnürten Atilla, eine dunkle Halsbinde, über welche sich in einem schmalen Streifen ein weißer Kragen legt, eine Ungarhose und bis unter die Knie reichende Stiefel von Corduan. Um die Hüften schlingt sich ein gesticktes Wehrgehänge, welches einen blanken Stahlsäbel trägt.

Dieser Mann ist der Befehlshaber der ungarischen Donauarmee — Arthur Görgey.

Ein reich betreßter Leibjäger trat ein.

Görgey vernahm die leise vorgebrachte Meldung, er schüttelte traurig den Kopf.

Nach einigem Nachdenken schritt er an dem harrenden Diener vorüber, ein Zeichen, daß er dem vernommenen Begehren willfahre.

Einige Augenblicke später finden wir ihn einer jungen Dame gegenüber.

Es war Thekla.

„Herr General," begann diese mit unsicherer Stimme in magyarischer Sprache, „ich bin gekommen, Sie um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten. Ist es Ihnen in diesem Augenblicke möglich, mir diese zu gewähren?"

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung!"

„Ich bin nicht allein gekommen, Herr General," begann das Fräulein, „meine Mutter harr't meiner in der Nähe. Herr General, ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein. Ich stamme aus einer bekannten, adeligen Familie, der Name trägt nichts zur

Sache bei, denn mein Besuch gilt weder Familien- noch Privatangelegenheiten; was mich zu Ihnen führt, ist eine politische Mission."

Der ungarische Feldherr vermochte seine Ueberraschung über diese Mittheilung nicht zu verbergen.

„Es ist das erste Mal in meinem öffentlichen Wirken," entgegnete er, „daß ich mit einer Dame in politischen Verkehr trete."

„Ach, Herr General," fuhr Thekla fort, „es ist vielleicht auch das erste Mal, daß eine Dame mit einer so wichtigen Sendung betraut war. Wenn ich bedenke, was Alles von dieser Stunde abhängt, wie viele Hoffnungen auf dieselbe sich stützen, wie viel Leben und Segen, oder wie viel Tod und Unglück sie in ihrem Schoße trägt, dann, Herr General, erfaßt mich eine namenlose Angst, ob der ungeheuren Last, die meiner schwachen Kraft aufgebürdet wurde, dann sinne ich vergebens nach Worten, die mächtig genug wären, meinen Auftrag würdig auszuführen."

„Mein Fräulein," nahm jetzt Görgey nicht ohne Theilnahme das Wort, „ich begreife Ihre Beklommenheit, und achte das Gefühl, welchem sie entsprießt. Eines jedoch kann ich nicht unterlassen, offen auszusprechen. Wie kömmt es, daß Sie, ein Mädchen, in der Blüthe des Lebens, jung im wirklichen, folglich auch im politischen Leben, wie kömmt es, frage ich, daß Sie mit einer solchen inhaltsschweren Sendung betraut wurden, mit einer Sendung, deren Last, wie Sie selbst sagen, die schwache Kraft des Weibes übersteigt und Sie zittern und zagen macht?"

„Ich wurde mit dieser Sendung betraut und unterzog mich ihr, weil es eine Sendung des Friedens ist. Ich besitze nicht den hohen Verstand, nicht den Geist, nicht die Erfahrung, noch die Gabe, zu sprechen, wie so mancher Derjenigen, die mich hierher bestimmt haben; aber Eines hat das Weib vor allen Männern voraus, es ist Gefühl, gepaart mit leidenschaftloser Ruhe. Der Mann, wenn er dem Anhänger einer andern Partei entgegen-

tritt und sei es in der versöhnendsten Absicht, verliert seine Kaltblütigkeit, seine Unbefangenheit. Er sieht in dem Andern nur seinen Gegner, den er an sich ziehen möchte, ohne sich sich ihm nähern zu wollen. Er will den Andern eines Besseren überzeugen und ist selbst für jede Ueberzeugung unzugänglich. In eben diesem Starrsinne, in dieser zur Schau getragenen Unfehlbarkeit liegt es ja, daß die Parteien, selbst wenn das Wohl der Nationen es erheischt, sich so selten zu einigen vermögen. Was nützen Geist und Verstand, was nützen Erfahrungen aus dem Leben und der Geschichte, wenn die Männer, in deren Hände die Geschicke der Völker liegen, Leben und Geschichte nicht zu Rathe ziehen, weil eben ihre Parteileidenschaft sie blind für das Leben und für die Geschichte macht? Bei dem Weibe ist es anders. Das Weib ist schwach, in eben dieser Schwäche liegt der Grund seiner Nachgiebigkeit, in eben dieser Schwäche liegt das Bewußtsein seiner Fehlbarkeit, in eben dieser Schwäche liegt der Drang nach

einer Stütze, nach einem Leiter, und wenn das Weib den politischen Boden betritt, wer vermöchte ihm eine bessere Stütze zu bieten, als die Erfahrung, wo fände es einen besseren Leiter als die Geschichte? Die Politik ist nicht das Element des Weibes, daß ist wohl wahr, aber eben weil es nicht sein Element, weil der Boden ihm mehr fremd ist, ist es vorsichtiger, und achtet mehr die Gefahren, die hier drohen. Der Parteimann stürmt leidenschaftlich vorwärts, das Weib sucht mit Bedacht an das Ziel zu gelangen, den Mann leitet nur der Geist, beim Weibe hat auch das Herz ein Wörtchen d'rein zu reden. Dieß, Herr General, sind die Gründe, warum mir die schwere Aufgabe wurde."

„Mein Fräulein," nahm der Heermeister das Wort, „Sie erscheinen demnach hier im Namen einer Partei, und wenn ich nicht irre, glaube ich diese Partei zu kennen!"

„Ja, Herr General, ich spreche hier im Namen einer Partei, aber Sie kennen diese Partei nicht. Es sind nicht die einstigen

Stützen Metternich's in Ungarn, in deren Namen Ich hier stehe, denn mit ihnen eben so wenig, wie mit den blinden Werkzeugen Kossuth's mag ich einen Bund schließen; Letztere fürchte ich, die Ersteren aber verachte ich. Die Partei, der ich angehöre, ist keine Maschine Kossuth's und antichambrirt nicht bei den österreichischen Machthabern. Blicken Sie in die Nationalversammlung nach Debreczin, durchfliegen Sie die Reihen des ungarischen Heeres, durcheilen Sie die Schlösser im Vaterlande, ja, werfen Sie Ihr Auge selbst nach Wien, und Sie werden einflußreiche Männer meiner Partei finden. Wir lieben unser Vaterland zu sehr, um es untergehen zu sehen oder an demselben Verrath zu üben. Wir wollen Ungarn mächtig und glücklich wissen, aber nicht mächtig durch die dämonische Kraft eines Mannes, der in Tagen einen Bau ausführen will, zu dem man ein halbes Jahrhundert bedarf. Herr General, der entscheidende Augenblick ist gekommen. Das Ungarheer hat gesiegt, Sie sind im Begriffe, Ofen

zu nehmen, unsere Truppen sind an der Raab und an der Waag, in diesem Augenblicke sind wir noch die Sieger, benützen wir den momentanen Vortheil, das Kriegsglück ist unverläßlich."

„Wir werden es an unsere Ferse zu fesseln suchen."

„Ich ehre Ihre Zuversicht, kann sie aber nicht theilen, denn von nun an haben wir es nicht mehr mit den Oesterreichern allein, sondern auch mit den Russen zu thun."

„Die Russen werden nicht über die Gränze rücken!" entgegnete Görgey finster.

„Sie werden über die Gränze rücken, so wahr ein Gott über uns ist. Ich bitte, Herr General, lesen Sie diese Zeilen."

Sie überreichte dem Befehlshaber einen Brief, welchen dieser aufmerksam durchlas. Die Unterschrift überraschte ihn. „Sie stehen auch mit diesen Herren in Verbindung? fragte er erstaunt.

„Auch mit diesen Herren. Es mag Ihnen

dieß als Beweis unseres Einflusses in Wien gelten."

Görgey versank in Nachdenken.

„Angenommen," begann er nach einer Weile, „daß sich Alles wirklich so verhalte, wie es hier angegeben ist, was wünscht also Ihre Partei von mir?"

„Wir bitten Sie, sich uns anzuschließen."

„Diese Bitte gilt mehr dem Commandanten."

„Sie gilt dem Manne, wie dem Feldherrn."

„Und was wünschen Sie von dem Letzteren?"

„Daß er mit seinem ganzen Einfluß sich an die Spitze dieser Partei stelle, und noch jetzt, bevor Ofen genommen ist, mit Oesterreich unterhandle!"

„Görgey trat betroffen zurück und sagte:

„Mein Fräulein! dieser Antrag im jetzigen Augenblicke überrascht mich. Wo ist der Mann, der in diesem Momente es wagen könnte, Kossuth gegenüber, aufzutreten und ihm die Spitze zu bieten, in diesem Momente, wo es den Anschein hat, als ob seine Riesenplane wirklich in Erfüllung gehen könnten?"

„Dieser Mann," entgegnete ruhig Thekla, „sitzt mir gegenüber. Ja, Herr General! Sie, nur Sie allein sind es. Wir haben uns an Sie gewendet, weil wir wissen, daß Sie es vermögen, den ferneren Krieg von unserem Vaterlande abzuwenden, weil wir wissen, daß Ihnen dieses Sengen und Brennen, dieses Morden und Plündern ein Gräuel ist, daß Sie, mit einem Worte, kein Freund Kossuth's sind. Ein Wort von Ihnen, Herr General! und Ihre Armee, die mit Liebe und Begeisterung an Ihnen hängt, wird gehorchen, Hunderttausende werden sich im Lande erheben und Ihnen zujubeln. Wie durch Einen Schlag getroffen, werden die Kossuth'schen Anhänger zu Boden stürzen. Herr General

im Namen des aus tausend Wunden blutenden Vaterlandes, im Namen Derjenigen, die dieser Krieg zu Krüppeln und Bettlern gemacht, im Namen der Witwen und Waisen flehe ich Sie an, unterhandeln Sie!„

Görgey schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Jetzt unterhandeln, in einer Zeit unterhandeln, wo wir Sieger sind?"

„Eben deßhalb, weil wir Sieger sind, ist es Zeit zu unterhandeln, denn wenn Oesterreich siegt, wied es nicht unterhandeln, sondern es wird dictiren. Eben deßhalb, weil Sie vor Ofen stehen, und es nur noch eines ernsthaften Sturmes bedarf, es zu nehmen, eben deßhalb ist es Zeit, zu unterhandeln, damit man in Wien sehe, daß es uns Ernst um eine Ausgleichung und Beilegung des unseligen Krieges ist. In beiden Welten spricht man jetzt mit Bewunderung von der ungarischen Tapferkeit, von den glänzenden Erfolgen, die unsere Armee errungen.

Die Ehre der Nation ist gerettet. Jetzt ist es an der Zeit, an ihre Wohlfahrt zu denken."

„Mein Fräulein," nahm Görgey das Wort, „wäre ich blos Staatsmann, ich würde anders denken und handeln als jetzt, da ich Feldherr bin. Der Feldherr muß seine militärische Ehre, den Ruhm seiner Armee wie seinen Augapfel hüten. Ein Antrag zum Unterhandeln in diesem Augenblicke von mir ausgegangen, wäre ein Triumph für Oesterreich; Görgey — würde es heißen — kann Ofen nicht nehmen und will, um nicht seinen geringen Ruhm zu verlieren, unterhandeln! Doch wenn auch dieses Bedenken nicht wäre, würde ich doch nicht unterhandeln, aus dem einfachen Grunde, weil ich nie und nimmer mit Oesterreich unterhandeln will. Erlassen Sie mir die Motivirung dieser Weigerung, es sei Ihnen genug, wenn ich Sie versichere, daß keine Macht der Welt, kein Unglück, wenn auch noch so groß, keine Lage, wenn auch noch so gefährlich, mich da-

zu bewegen kann, mit dem österreichischen Cabinete oder mit seinen Generälen zu unterhandeln." —

Thekla erbleichte.

„Herr General," stotterte sie, „ich kann es nicht glauben, daß ein so verhängnißvoller Entschluß bloß persönlichen Antipathien seinen Ursprung verdanke?"

„Urtheilen Sie darüber nach Gutdünken, mein Fräulein, der Entschluß steht fest!"

„Herr General! haben Sie auch erwogen, daß Männer wie Sie, ihr eigenes Ich nie in Betracht ziehen dürfen? haben Sie erwogen, daß Sie für jeden Ihrer Schritte dem Vaterlande verantwortlich sind; haben Sie erwogen, daß nicht allein die Nation, nicht allein die Völker der Jetztzeit, sondern auch jene der Zukunft, daß die — Geschichte Sie richten wird?"

Der Heerführer athmete tief auf und erwiederte:

„Ich habe erwogen und beharre bei meinem Entschlusse!“

„Unerschütterlich?“

„Unerschütterlich, so war ich ein Ungar bin!“

Thekla lehnte einen Augenblick wie bebewußtlos in dem Stuhl.

In diesem Momente stieg es außen mit heftigem Geprassel wie eine Feuersäule in die Luft.

Die Jungfrau fuhr erschrocken von ihrem Sitze empor.

„Fassen Sie sich! Fräulein,“ sagte Görgey, „es war nur eine Signal-Rakete, welche das Zeichen zum Hauptsturme auf Ofen gab.“

Thekla stieß einen Wehruf aus und drückte die hohlen Hände vor die Augen.

Tiefe Stille herrschte, dann begannen außen die Kanonen zu spielen.

Die Jungfrau warf noch einen wehmüthigen Blick auf den jugendlichen Heerführer und sagte mit tiefer Empfindung:

„Herr General, ich verlasse Sie, mögen Sie niemals Ursache haben, Ihren Entschluß zu bereuen.“

Sie eilte mit heftigen Schritten von dannen.

*

Zehntes Kapitel.

Auf! auf! — Der 21. Mai bricht an.

Auf! du kleines Häuflein in der alten Magyarenstadt; auf! ihr tapferen Oesterreicher! —

Der Kampf geht los.! —

Heute vor vierzig Jahren hat ein gro-

ßer Feldherr eure Brüder zum Siege bei Aspern geführt, heute erwartet auch euch ein heißer Tag. Ob Sieg oder Tod — Ihr werdet ihn ruhmvoll bestehen!

Ringsumher hat es sich wie ein Feuermeer aufgethan.

Von allen Seiten dröhnten Feuerschlünde.

Die dritte Morgenstunde war vorüber.

Die zum Sturm bestimmten ungarischen Bataillone sind aufmarschirt, das verhängnißvolle Trommelzeichen erfolgt.

Der Sturm beginnt von allen Seiten mit ganzer Kraft. Beim Wassertrandhement, beim Burgthor, bei der Bresche, überall begann der Kampf zugleich.

Fünf Bataillone rückten allein gegen die Bresche, es waren Bataillone der Regimenter Wasa, Prinz von Preußen, Don Miguel, Franz Carl und Gyulai. Von 25 österreichischen Geschützen waren 24 demontirt, nur

ein Achtzehnpfünder vertheidigte noch jene Linie zwischen dem Stuhlweißenburger= und Wiener Thore.

Die Stürmenden wurden nebst den Flintenschüssen mit Handgranaten empfangen.

Der Kampf war ein mörderischer.

Der Feind wurde einige Male aus der Bresche zurückgeworfen, allein er drang in immer größeren Massen vor.

General Hentzi von der Gefahr, welche bei der Bresche herrschte, unterrichtet, entsandte aus dem Brückenretranchement, wo er sich befand, Reserven dahin und eilte dann selbst nach.

Indessen hatten die Stürmenden die Bresche erklommen, auf der Rondelle Nr. 1 wehte die erste Tricolore.

Der todesmuthige Commandant, alles aufbietend, um die Gefahr abzuwenden, stellte sich an die Spitze seiner Tapferen und führte

sie unter begeisterndem Jubelrufe in die Massen.

Die Trommeln wirbeln, die Salven ertönen, die Oesterreicher stürzen mit gefällten Bajonetten den kühnen Stürmern entgegen, da sinkt General Hentzi, von einer Flintenkugel getroffen, vom Pferde, acht Offiziere fallen an derselben Stelle — die Ungarn dringen vor — der Kampf währt fort.

Obrist Alnoch aus dem Brückenretranchement sendet neue Reserven herbei, Angriff und Widerstand ziehen sich durch die Straßen, der Kampf artet in ein Gemetzel aus.

Auf dem Platze vor der Hauptwache, deren Geschütze schon sämmtlich in Feuer stehen, fällt der heldenmüthige Hauptmann Gorini! sieben Grenzer vertheidigten unter stetem Zivio-Rufe die Einfahrt des Neuwert'schen Hauses und fallen von feindlichen Kugeln; ein Kanonier, Hubanek ist der Name des Wackeren, bedient allein sein Geschütz und

stellt sich bei der letzten Kartätschenladung vor die Mündung seines Geschützes und tödtet sich und fünf Feinde.

Beim Brückenretranchement derselbe Kampf, Obrist Alnoch streckt einen der angreifenden Honveds durch einen Pistolenschuß nieder, entzündet die Mine am Brückenkopf, diese fliegt unter fürchterlicher Erschütterung auf und zerreißt ihn mit.

Die Banalisten beim Wiener Thore fochten wie Löwen, bis sie, auch im Rücken angegriffen, unterlagen.

Die in einzelne Häuflein zusammengeschmolzene Besatzung kämpfte Straße für Straße.

Jedes Thor, jede Treppe kostete Menschenleben.

In Zimmern und Höfen wurde Mann gegen Mann gefochten.

Beider Parteien hatte sich eine seltene Todesverachtung bemächtigt.

Friedrich in getreuer Erfüllung seiner Pflicht war bei den Verwundeten, — nicht im Lazareth allein, an diesem unglücklichen Tage war die ganze Festung ein Lazareth.

Der junge Feldarzt half, wo er helfen konnte; er eilte von Einem zum Anderen, bald hier, bald dort wurde seine Kunst in Anspruch genommen. Eben hatte er in einem Hause nächst der Hauptwache einem verwundeten Oesterreicher den Nothverband angelegt, als mehrere Blessirte in den Hof gebracht wurden, wo man sie indessen auf dem Boden niederließ.

Friedrich verband sie so schnell als möglich.

Der kleine Raum wuchs bald zum einem Lazarethe an, denn die Soldaten schleppten die Verwundeten beider Theile herbei.

Da hörte sich der junge Arzt plötzlich bei seinem Namen rufen, er sieht sich um und bemerkt seitswärts an die Wand gelehnt, einen schwer verwundeten Honved-Offizier.

Es war — sein Bruder Adolf.

Friedrich eilte auf ihn zu.

„Heiliger Himmel!“ rief er aus, „welch' ein trauriges Wiedersehen.“

Der Verwundete sah ihn mit flehenden Blicken an, er vermochte vor Schmerz nicht zu sprechen.

„Bleibe nur ruhig, mein Bruder,“ tröstete jetzt der Arzt; „so Gott will, sollst Du gerettet werden.“

Er verband ihn und suchte so viel er vermochte, die Schmerzen des Leidenden zu mildern.

Um 10 Uhr war Ofen und der Rest der Besatzung im Besitz der Ungarn.

Der Anblick der Stadt war ein erbarmenswerther.

Die Häuser theils niedergebrannt, theils

zerschossen, bei vielen ganze Fronten eingestürzt.

Die Straßen mit Ziegeln, Schutt und Glassplittern bedeckt.

Erstarrte Leichen und Blutspuren in den meisten Straßen.

Der Pulverdampf hing wie eine Nebeldecke über die Stadt, die Schauer des Todes und der Verwüstung wehten durch ihre Straßen.

Jetzt ritt der ungarische Heerführer nach der Festung.

Früher noch sandte er einen Courier nach Debreczin, der an Kossuth die drei Worte überbrachte: „Hurrah! Buda! Görgey!"

Eilftes Kapitel.

Während dieses blutige Schauspiel innerhalb der Festungsmauern vor sich ging, sah man außerhalb derselben dem Ausgange mit Furcht und Bangen entgegen.

Die Ofner Vorstädte hatten während der Belagerung schon so viele Gefahren überstanden, so viel unruhige Tage und Nächte überlebt, daß es ihnen nur erwünscht sein mußte, dem blutigen Frag- und Antwortspiel endlich ein Ziel gesetzt zu sehen.

Im Hause, wo Friedrichs Mutter wohnte, herrschte an dem nämlichen Morgen große Bestürzung. Beider Frauen hatte sich eine Todesangst bemächtiget. Die fürchterliche Kanonade machte die Herzen so erbeben, wie sie die Fenster erschütterte.

Pauline schlich stumm und leichenbleich durch die Gemächer, sie hatte nirgends Ruhe, nirgends Rast.

Frau Agnes, selbst des Trostes bedürftig, versuchte es, die Jungfrau durch Worte aufzurichten. Aber es fruchtete wenig.

Pauline vernahm wohl die Laute, aber sie drangen nicht in ihre Seele, denn diese war bei Friedrich.

Je heftiger der Kampf oben wurde, und man konnte dieß anfangs an dem Donner der Geschütze, später aber an dem Knattern der Gewehre, an dem herabdringenden Geschrei und Trommelschlag leicht entnehmen, desto höher stieg bei den Frauen die Angst; endlich vermochte sich Pauline nicht mehr zu halten, sie suchte Stärke, und schwankte zu einem Muttergottesbilde, welches am Lager der Wittfrau hing, und sank betend vor demselben nieder.

Frau Agnes folgte dem Beispiele.

Beide Frauen erflehten Kraft und Trost von der Mutter des Erlösers und wie schon oft, so träufelte auch hier der heilige Glaube stärkenden Balsam in die verzweifelnde Seele.

So war der Vormittag vorgeschritten.

Die Kanonade verhallte nach und nach, die Symptome des Kampfes verstummten, und von der Straße herauf drang der Jubelruf:

„Die Unsern haben die Festung erstürmt, die Trikolore weht von den Zinnen derselben!"

Die Gewißheit des beendigten Kampfes, statt die Frauen zu beruhigen, machte sie nur noch verzagter.

Pauline hatte jenen Ruf kaum vernommen, so rief sie:

„Heilige Mutter Gottes! sie sind in der Festung, sie tödten, sie morden ihn!"

Sie sank wie bewußtlos zusammen.

Frau Agnes bedurfte ihrer ganzen Kraft, um sich aufzurichten und der theuren Tochter beizustehen. —

Es gelang ihr, die Jungfrau zum Bewußtsein zurück zu bringen.

„Pauline," bat sie mit herzlicher Stimme, „erholen Sie sich und fassen Sie Muth. Sie haben bisher Ihr Geschick so standhaft ertragen und wollen nun im letzten Augenblicke sich einem seelenlosen Schmerze Preis geben? Ich bitte Sie, vertrauen Sie auf den Himmel und auf die gerechte Sache, für welche unser Friedrich einsteht."

„Theure Mutter," klagte die Sächsin nicht ohne Bitterkeit, „ist unsere Sache auch gerecht, oder ist kein Gott im Himmel, um sie zu schützen? So viele kaiserliche Soldaten in der Gewalt der Feinde. Mein Gott, was wird aus den Unglücklichen werden?"

„Sie werden im Unglücke so bestehen wie im Kampfe. Der Krieg ist wählig, heute

theilt er Diesem, morgen Jenem die Palme zu. Wer in der Stunde der Prüfung an die Wesenheit Gottes verzweifelt, hat nie an Gott geglaubt, denn der wahre Glaube kann nicht wanken, er ist ein Fels mitten im Meere, den kein Sturm erschüttern kann."

„Ach," entgegnete die Jungfrau, „wessen Gefühle müssen sich nicht aufbäumen in der Nähe so vielen Elends, in der Nähe solchen Schlachtens und Mordens? Welch' eine gräßliche Zeit läßt uns der Herr erleben, welch' grause Zukunft liegt noch vor uns."

Ihre Thränen floßen häufiger und milderten etwas den krampfhaften Zustand ihrer Seele.

Die Mittagsstunde war nahe, als ein Unteroffizier aus den Reihen dee Magyaren eilig in's Zimmer trat.

Die Frauen horchten zitternd, und neuerdings von Bangen erfüllt, seinen Worten.

Nachdem er sich um den Namen der Frau

erkundigte, und diesen erfahren hatte, sagte er: Ich wurde vorausgesendet, daß Sie schleunigst zur Aufnahme eines Verwundeten Anstalten treffen mögen, der in einer Sänfte in einigen Minuten eintreffen wird."

„Allmächtiger Gott!" rief Pauline, „ein Verwundeter — er ist es — Friedrich!"

„Beruhigen Sie sich, schönes Fräulein!" entgegnete der Magyar, „der Verwundete heißt nicht Friedrich, sondern Adolf." —

„Adolf, klagte die Matrone, mein Sohn, mein unglücklicher Sohn!"

Pauline athmete leichter auf, und eilte im Vereine mit Frau Agnes, für die Aufnahme des Kranken zu sorgen.

Bald darauf wurde der Verwundete gebracht.

Mit ihm erschien Friedrich.

Der junge Arzt war wieder in Civil-Kleidern.

Als Bruder des kranken Offiziers, wurde ihm ohne Anstand gestattet, die Festung zu verlassen; er beseitigte jedoch, um jedem Angriffe von magyarischer Seite vorzubeugen, alle militärischen Abzeichen.

Pauline hatte ihn kaum erblickt, so stürzte sie, freudig aufschreiend in seine Arme.

Frau Agnes mußte sich Zwang anthun und ihre Freude mäßigen, um den verwundeten Stiefsohn nicht zu verletzen.

Adolf wurde mit aller Freundlichkeit und Aufmerksamkeit untergebracht und gepflegt. Die Anverwandten waren stets um ihn.

Friedrich bot seine ganze Kunst auf, um die Heilung zu bewerkstelligen.

Seinem Wunsch zu Folge mußte noch ein erfahrener Arzt geholt werden, um ihm in der Behandlung des Kranken mit Rath und That beizustehen.

Adolfs Wunde war gefährlich, edle Theile

waren verletzt und der Blutverlust war nicht unbedeutend.

Nach einer Consultation mit seinem Collegen, sprach es dieser offen aus, daß für die Genesung des Kranken keine Hoffnung sei.

Friedrich beschloß dem Bruder bis auf dem letzten Augenblicke treu beizustehen.

Einige Tage verstrichen.

Von den Frauen aufgefordert, mußte der junge Mann von den überstandenen Leiden und Gefahren erzählen. Pauline horchte auch jetzt mit ängstlicher Aufmerksamkeit.

„Ach,“ sagte sie immer, „wenn ich mir Ihre Lage, mein Friedrich! so gedacht hätte, wie sie wirklich war, ich hätte der Angst erliegen müssen.“

„Des Himmels Hand hat schützend über mir geschwebt;“ antwortete der Geliebte; es scheint in der That, als ob es sein Wille

wäre, mich noch frohe, glückliche Tage erleben zu lassen."

Trotz der Zurückgezogenheit, in welcher die Familie von nun an lebte, drang doch manche Kunde von Außen in ihre stille Wohnung.

So vernahmen sie, daß der ganze Rest der österreichischen Besatzung kriegsgefangen sei.

Das im ersten Augenblicke in den Schwesterstädten verbreitete Gerücht von der Ermordung wehrloser Croaten, wurde widerrufen.

Die gefangene Mannschaft wurde in der Monturscommission und auf dem Schwabenberge untergebracht. Die Garnisonsartillerie ward gleich am Tage nach der Einnahme in's Zeughaus gebracht, wo die Mannschaft für das Ungarheer arbeiten mußte, während die Offiziere von jeder Beschäftigung frei blieben.

Nach acht Tagen wurden sämmtliche Offiziere auf freiem Fuß gesetzt, mußten jedoch das Ehrenwort abgeben, sich aus den beiden Schwesterstädten nicht zu entfernen.

So wie Friedrich, blieben noch eine Menge österreichischer Soldaten theils bei den Bürgern in Ofen, theils in den Weingärten zurück.

Die Gefangenen wurden später nach Szegetin und Szolnok gebracht.

Das Vorhaben Görgey's, dem gefallenen Hentzi und dem Obristen Alnoch ein feierliches Leichenbegräbniß zu halten, scheiterte an der Furcht vor einer Demonstration der magyarisch Gesinnten, welche durch die Zerstörung Pest's ärger als je aufgeregt waren.

Hentzi wurde auf dem Ofner Militärfriedhofe in aller Stille zur Erde bestattet.

Adolf's Befinden verschlechterte sich von Tag zu Tag.

Er fühlte es, so sehr auch seine Verwandten es ihm zu verhehlen suchten, daß das Ende seiner irdischen Leiden nahe sei.

An einem Nachmittage, die Frauen und Friedrich befanden sich eben an seinem Krankenlager, faßte er die Hand des Bruders und sagte:

Ich habe Dir noch ein Unrecht abzubitten: Du hast mir den geringen Dienst, den ich Dir neulich erwiesen, tausendfach vergolten, ich erkenne es, daß Du ein guter Mensch, ein treuer Bruder bist. Auch Sie, meine Mutter, haben mir gezeigt, daß Sie gegen den Sohn Ihres Gatten nicht herzlos zu sein vermögen. Lassen Sie vor meinem Tode uns versöhnen, vergeben Sie mir, wenn ich Sie im Leben je gekränkt, und nehmen Sie meine Betheuerung, daß dies immer aus Irrthum und niemals aus Böswilligkeit geschah."

Frau Agnes brach in Thränen aus.

„Kannst Du auch mir vergeben?" klagte sie mit rührender Stimme.

„Das habe ich schon längst," lispelte der Kranke, ich habe Ihnen oft gegrollt, ich bekenne es, aber ich habe die Ehrfurcht und die Rücksichten nie vergessen, die ich der zweiten Gattin meines Vaters schuldig war. Wir haben uns im Leben verkannt, leider kömmt mir die Gelegenheit, Ihr gutes Herz zu erkennen, zu spät, ich werde mich seiner nicht mehr lange erfreuen."

„Mein Bruder," bat Friedrich, „sprich nicht zu viel, „die Anstrengung erschöpft Deine Kräfte."

„Einige Augenblicke mehr oder weniger, was liegt daran. Ich fühle den nahenden Tod, ich sehe ihm ohne Furcht entgegen. Der Himmel läßt mich in der Mitte der Meinen sterben, ich erkenne an die Gnade, die er mir damit zu Theil werden läßt. Ich sterbe an einer Wunde, die ich im Kampfe für Freiheit und Vaterland erhalten; was bleibt mir zu wünschen übrig? Wir haben gesiegt, ich sterbe gern."

Keines der Anwesenden unterbrach die eingetretene Stille.

Der Kranke schloß die Augen und versank in jenem bewußtlosen Zustand, der oft als Vorbote des herannahenden Todes sich einfindet.

Friedrich faßte Paulinens Haud und zog die Geliebte aus dem Krankenzimmer.

Außen angelangt sagte er zu ihr:

„Wie tief muß die Ueberzeugung in diesem Herzen wurzeln, wenn selbst die Todesstunde sie nicht einzuschüchtern vermag. Er hat für seine Sache gekämpft, stirbt für sie uud nimmt den Glauben an ihre Unfehlbarkeit mit in's Grab. Kann man solche Menschen verdammen?“

Ein Schrei der Wittfrau rief Friedrich in's Krankenzimmer.

Pauline wollte ihm folgen.

„Bleiben Sie zurück,“ bat Friedrich.

Er eilte in die Stube.

Die Jungfrau läßt sich erschöpft auf einem Sitze nieder.

Als der Geliebte zurückkehrte, sah ihn die Jungfrau mit fragendem Blicke an.

Die Thränen in den Augen Friedrichs verkündeten es als stumme Zeichen:
Er ist todt!

*

Zwölftes Kapitel.

Als Adolfs Leiche zu Grabe getragen war, traf Frau Agnes Anstalten zur Abreise.

Sie wollte trotz allen Zuredens nicht mehr in Ofen verbleiben.

Das Haus wurde verkauft und bald darauf, auf Umwegen die Reise nach einem kleinen Städtchen der Steiermark angetreten, wohin zu kommen Paulinens Vater eingeladen wurde, der sich noch immer in Wien befand, und in banger Sorge um seine Tochter lebte.

Es gelang ihnen, glücklich die Grenze zu erreichen und der gute Sachse erstaunte nicht wenig, als er statt einer Tochter nun auch noch einen Sohn fand.

Wenige Tage reichten hin, seinen künftigen Schwiegersohn von der vortheilhaftesten Seite kennen zu lernen und er säumte nicht, seine Einwilligung zur Verbindung der Liebenden zu geben.

Man kam bald über die Zukunft der jungen Leute überein.

„Eine Bedingung,“ sagte der patriotische Sachse, stelle ich Ihnen, die Sie erfüllen müssen, wenn Sie nicht nur mein Kind, sondern auch meine Liebe sich erhalten wol-

len, und diese ist, daß Sie dem Vaterlande Ihre Dienste nicht entziehen und treu an der Sache Oesterreichs hangen. Da sehen Sie, wie dankbar das Vaterland seine Treuen belohnt. Ihnen wird diese Verfügung noch nicht bekannt sein, da Sie aber auch bei der Vertheidigung Ofens waren, so werden diese Zeilen für Sie von besonderem Interesse sein."

Er überreichte dem jungen Manne ein Zeitungsblatt und dieser las:

„Lieber Feldmarschall-Lieutenant
Freiherr v. Gordon!"

„Mit tiefer Betrübniß habe ich das unglückliche Loos so vieler muthvoller Vertheidiger der Festung Ofen, ihres braven, heldenmüthigen Commandanten, einer großen Anzahl pflichtgetreuer Offiziere und Mannschaft der dort verwendet gewesenen Abtheilung meines Heeres zur Kenntniß genommen — neue zahlreiche Opfer des unseligen

Kampfes einer verzweifelten Partei und ihres verführten Anhanges gegen durch Jahrhunderte bestehende Rechte, gegen Gesetz und Ordnung! Es ist mein Wille, daß für die hinterbliebenen Witwen und Waisen Aller, welche dortselbst auf so ehrenhafte Weise den Tod für die gerechte Sache erlitten, und von denen mir vorläufig nur der tapfere Commandant G. M. Hentzi, der eben so brave Oberst Alnoch, dann der Major, welcher bei der beabsichtigten Sprengung des Brückenpfeilers sein Leben ließ, speciell bekannt sind, in möglichster Weise gesorgt werde, wornach ich Sie beauftrage, hierwegen ungesäumt die Erhebungen zu pflegen und Mir die geeigneten Anträge in kürzester Zeit vorzulegen.

Schönbrunn, den 29. Mai 1849.

Franz Josef m. p."

Dreizehntes Kapitel.

Monate sind seit jenen Tagen verflossen und doch könnten wir unsern Leser über das Schicksal derjenigen Personen dieser Erzählung nicht ganz befriedigen, die ihnen vielleicht einige Theilnahme abgerungen, wäre uns nicht vor einigen Tagen ein Brief mitgetheilt worden, den Friedrich an einen seiner Freunde in Wien schrieb.

Eine Stelle in diesem Briefe lautet:

„Meine Mutter ist bei mir und will mich nicht mehr verlassen.

Seit dem Tode meines Bruders — er

starb an der in Ofen erhaltenen Wunde, in unserer Wohnung und in unseren Armen — wollte sie nicht mehr in Ofen bleiben.

Ich habe meine Uebersetzung zur siebenbürgischen Armee erwirkt und wenn du diesen Brief liesest, so bin ich bereits Paulinens glücklicher Gatte.

Thekla war mehrere Wochen lang bei uns zu Besuche. Das unglückliche Mädchen ist kaum mehr zu erkennen. Das Unglück ihres Vaterlandes zehrt an ihrem Lebensnerv.

Als sie die Katastrofe bei Vilagos erfuhr, war sie wie zu Boden geschmettert und als die zwei veröffentlichten Briefe Görgey's das Dunkel dieses Ereignisses in etwas lichteten, rief sie klagend aus: „Sie haben Ungarn auf Jahre hin zu Grunde gerichtet. Neid, Selbstsucht und Eigendünkel haben ihrer Sache den Todesstoß gegeben. Keiner von ihnen hat es vermocht, sich dem gro-

ßen Ganzen unterzuordnen, jeder von ihnen war ein Sklave seines Egoismus, ein Knecht seines Eigendünkels. Armes Ungarn, das sind deine großen Männer!"

Ende.

In der Hirschfeld'schen Verlagshandlung in Wien, Stadt, Dorotheergasse Nr. 1108, sind noch nachstehende Bücher zu bedeutend herabgesetzten Preisen zu haben:

Preise in Conventions-Münze.

	fl.	kr.
Albrecht. Die Taboriten v. Brünn. Historisch-Romantische Erzählung mit Kupfer	—	20
Amon, A. Wendelin der Raubritter oder der unbekannte Rächer. Rittergeschichte mit Kupfer .	—	20
Arming, F. W. Novellen. 2 Bände	1	30
— — Kreutz und Halbmond. Historischer Roman. 2 Bde. 2. Auflage	1	—
Bauer, Ed. Novellen	—	30
Bachman, J. A. Waldmüllers Röschen. Kriminalgeschichie. 2te Aufl. mit Kupf.	—	24
Breier, Ed. Die Revolution der		

fl. kr

Wiener im 15. Jahrhundert. 3 Bde. Wien, 1850 . . . . 2 —

Breier, Ed. Der Gezeichnete. Historischer Roman. 3 Bde. 2. Auflage, 1848 1 30

— — Die Sendung des Rabbi. Romant. Zeitbild aus dem 15. Jahrhundert. 2 Bde. 2. Auflage. 1848 . 1 —

— — Die Hussiten in Luditz. Historischer Roman. 2te Aufl. 1848 . . — 30

— — Der Fluch des Rabbi. Romant. Sittengemälde. 2te Aufl. 1845 . . — 30

— — Die Tartaren in Croatien und Dalmatien. Historischer Roman. 2te Aufl. 1845 . . . . . . — 40

— — Waldfräulein oder: Ritter und Adept. Sagenbild der Vorzeit . . . . — 30

— — Der Königsenkel. Die Schlacht bei Mohács. Histor. Erzählungen. Zweite Aufl. . . . — 30

— — Alt und Jung Israel. Sittenbilder des jüdischen Lebens . . . — 30

Dellarosa, L. Astrubal der Löwenkopf oder die Schlacht bei Wiener-Neustadt, mit Kupf. . — 20

— — Der Teufelsmüller, oder der Sturz der Ritter des Höllenbundes, mit Kupf. . . . . — 36

— — Else die Wandlerin, oder

	fl.	kr.
die Geisterburg im Thale der Untreue, mit Kupfer	—	30
Dornau, F. Sympathien. Roman.	—	20
Dumas Alex. Der Calabrese. Roman aus d. Französ. 1850 . . .	—	48
Elmar, K. Liebesrosen. Novellen u. Erzählungen. 2 Bde. .	—	48
— — Goldteufel oder ein Abenteuer in Amerika. Dram. Gemälde in 3 Aufzügen	—	20
Fürstedler, L. Novellen und Erzählungen. 2 Bde.	—	40
Garlieb, U. Oktavio und Brunella oder die Ruinen des Heidenschlosses, mit Kupfer . . .	—	30
Göhring, C. Schleswig-Holstein. Roman 4 Bde. 1848	2	—
Kock, Paul de, Die Phasen der Liebe. Roman aus dem Französischen. 1850.	—	24
Loritza, K. Napoleon. Anekdoten, wichtige Charakterzüge ꝛc. aus dem Leben Napoleons von der Jugend bis zum Grabe. Nebst Anekdoten vom Herzog v. Reichsstadt, des Sohnes Napoleons. 4 Bde. mit Napoleons Bildniß. 2. Aufl.	1	20

fl. kr.

Loritza, K. Habsburg. Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben der Fürsten des Hauses Habsburg, von Kaiser Rudolf I. bis Kaiser Franz I. 4 Bde. 2. Aufl. 1 20

— — Bilder und Erinnerungen aus dem Freiheitskämpfen Tyrols 1809 . . — 30

Mannbach, J. Kuno der Wilde, od. das rächende Vehmgericht, mit Kupfer . . . . — 24

— — Der schwarze Jan von Tachau, oder die Räuberhöhle bei Falkenau. 2 Bde. m. K. . — 48

— — Berthold von Aarburg, oder die Schauderthat in der Todtengruft, mit Kupfer . . . . . — 24

— — Adelmar von Rauhenstein, oder das Blutbad im Helenenthale bei Baden, m. K. . . . — 24

— — Jaroslaus v. Königsgab, oder die Todesbrüder auf Schreckstein, mit Kupfer . . . — 24

— — Die räthselhafte Alte, oder die Todtenhöhle bei Sievering 2 B. Mit Kupfern . . . . 1 —

Menneval, Baron v. Marie Louise und Napoleon. 3 Bde. Aus dem Französ. 1848. . . . . 2 —

	fl.	kr.
Messenhauser, F. W. Gesammelte Novellen. 5 Bde. 1850.	4	—
Mirani, J. Erzählungen aus Böhmens Vorzeit. 2 Bde. mit Kupf.	—	40
Mühlböck, K. Fernando von Alkantara, oder das Schreckenhorn um Mitternacht	—	24
Müllner, R. Ein neuer Don-Quixote. Roman mit 4 Bildern . . .	—	30
Oelkers, Theod. Prinzessin Marie von Oldenhof oder: Der ewige Jude. Roman. 3 Bde. 1848 .	2	—
Satori, J. Benoi. Familien-Roman .	—	30
Seidlitz, J. Neue Novellen. 2 Bde.	1	—
Straube, E. Die Pest in Wien. Histor. Erzählungen	—	24
— — Die Schweden vor Brünn. Histor. Erzählung	—	24
— — Die Nemesis. Novelle . . .	—	24
— — Der Krüppel von Verona. Roman. 2 Bände 2. Auflage . . .	1	—
— — Kleeblättter. Novellen und Erzählungen 2 Bde.	—	40
Thurnberg, Marie v. Novellen und Erzählungen. 2 Theile . . .	1	—
— — Die graue Schwester. Roman. 2 Bde.	1	—

	fl.	kr.
Der Vorleser. Kriminalgeschichten, Erzählungen, Sagen ꝛc. mit Kupfern .	—	20
Willibald, J. Der falsche Bräutigam oder die Zigeunerin im Tillwalde, mit Kupfer	—	20
Mühlböck, C. K. Handbuch der gesammten Baukunst. 4 Theile in 3 Bändchen mit über 400 Abbildungen auf 26 großen Kupfertafeln . .	4	—
Enders. Der kleine Universalfabrikant. Ein Haus- und Hilfsbuch für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbsmänner und jeden Haushalt .	1	—
Enders. Der deutsche Buchhalter. Die Buchhaltung auf die einfachste Art für jeden Geschäftsmann leicht erklärbar und faßlich	—	40
Thurnberg, Marie v. Der Jungfrau schönstes Ziel. Das beste und neueste deutsche weibliche Bildungsbuch. 3. vermehrte und verbesserte Auflage	—	36
Feuchtersleben. Dr. Ernst v. Lebensblätter. Dritte Ausgabe . . .	—	30
Ein Jude des 19. Jahrhunderts. Roman aus der neueren Zeit. 2 Bde. 1850 elegant brosch.	1	20
Schönstein, Gust. Das gratulirende Kind. Glückwünsche zu allen Gele-		

fl. kr.

genheiten und an verschiedene Personen, in 4 Sprachen; deutch, französisch, italienisch und lateinisch. 4. Aufl. 1850 . . . — 30

Wiener Juxhalle. Album für Scherz und Satyre, mit 1000 Karrikaturen. 1850 — 20

Rudolphi J. Die freien Schützen. Roman 2 Bände 1848 . . . . 1 20

Sternberg, A. v. Susanna. Roman 2 Bde. 1848 . . . . 1 20

Romantische Lesehalle.

Gallerie wohlfeiler Romane,

pr. Bändchen 6 kr. C.M.

1—3. Bändchen: **Görgei vor Ofen.** Historisch-romantische Erzählung v. Ed. Breier. 18 kr. CM.

4—7. Bändchen: **Die Belagerung von Venedig.** Erzählung aus unserer Zeit von Eduard Breier, 2 Theile 24 kr.

8—11. Bändchen: **Die Leichtfertige.** Roman von Paul de Kock. Erster und zweiter Theil 24 kr. CM.

12—27. Bändchen: **Die Verschwörung der Carbonari in Rom.** Historischer Roman aus dem Französischen 4 Theile 1 fl. 36 kr.

28—39. **Die Leichtfertige.** Roman von Paul de Kock. Dritter bis fünfter Theil. 1 fl. 12 kr. CM.

40—47. Bändchen: **Engel und Satan.** Roman aus dem Französischen. 2 Theile. 48 kr. C.M.

48—53. Bändchen: **Das Brautpaar des Todes.** Roman d'Arlincourt Aus dem Französischen. 2 Theile. 36 kr. CM.

54—56. Bändchen: **Das Schloß in der Bretagne.** Roman von Paul Feval, aus dem Französischen. 18 kr. CM.

57—62. Bändchen: **Die Liebesabentheuer des bucklichten** Advokatenschreibers, von Paul de Kock. 2 Theile 36 kr.

63—74. Bändchen: **Die Rose am See.** Roman von Marie von Thurnberg 3 Theile 1 fl. 12 kr.

75—77. Bändchen: **Graf und Postillion als Nebenbuhller.** Humoristischer Roman von Paul de Kock 18 kr.

78—80. Bändchen: **Gustav der Bruder Lieder-**

lich. Humoristischer Roman von Paul de Kock. 3 Theile 54 kr.

87—102. Bändchen: **Cerisette.** Roman von Paul de Kock. 4 Theile 1 fl. 36 kr.

103-107. **Kossuths Braut.** Roman von Th. Scheibe. 30 kr.

108-122. **Eine Prophezeihung.** Roman von Eugen Sue. 5 Bände. 1 Band 18 kr. CM.

